

Lavant

das jenseitige Aguntum



Osttiroler Heimatablätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

41. Jahrgang

Donnerstag, 25. Oktober 1973

Nummer 7 – 10



Foto: H. Waschgl

Auf dem Kirchbühl von Lavant

Dr. Stefan Karwiese, Österreichisches Archäologisches Institut

Lavant

ein Schwerpunkt in der Frühgeschichte Osttirols

Inhaltsübersicht

- Einleitung
- I Der Anstoß
- II Gestalt und Lage des Kirchbichls
- III Die ältesten Funde
- IV Die römischen Funde
 - 1) Die Nekropole
 - 2) Der Kultbezirk
 - 3) Die Funde
- V Die spätantiken Funde
 - 1) Die Fliehburg
 - 2) Die Bischofskirche
 - 3) Die Entstehung der Anlage
 - 4) Die historischen Grundlagen
- VI Die nachantiken und frühmittelalterlichen Funde
 - 1) Die Bischofskirche
 - 2) Der „Felssturz“
 - 3) St. Ulrich
 - 4) St. Peter
- VII Die historische Entwicklung Osttirols vom Jahre 406 n. Chr. bis ins hohe Mittelalter
- VIII Lavant im Hochmittelalter
 - 1) Burg Trettenstein
 - 2) St. Peter
- IX Die letzten Bauten
- X Der Name Lavant
- XI Der Kult auf dem Kirchbichl
 - 1) Die Patrozinien
 - 2) Der Widderzug
 - 3) Das Milchopfer
- XII Zusammenfassung

Einleitung

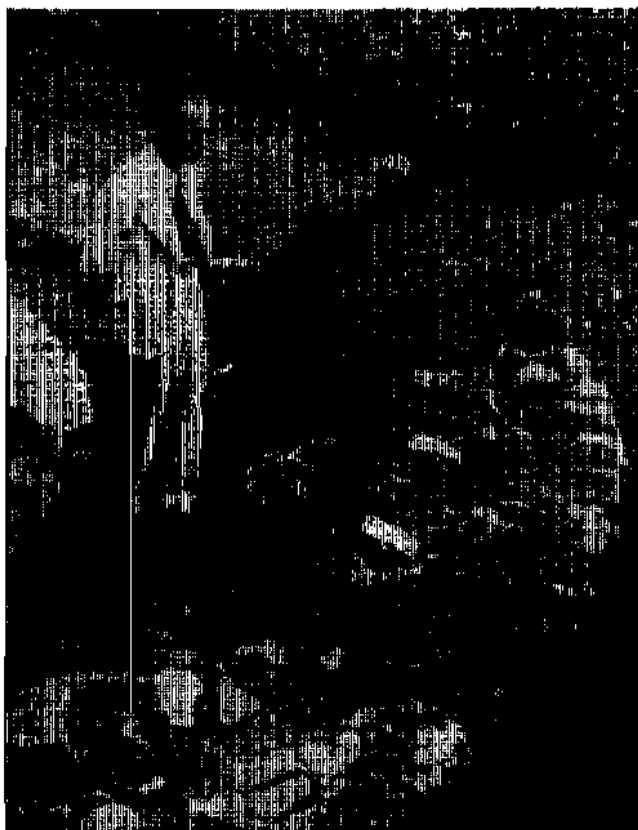
Vor 25 Jahren, am 16. August 1948, setzte Franz Miltner zum ersten Male den Spaten in Lavant an, womit eine neue Ära archäologischer Forschung in Osttirol begann. Die Grabung auf dem Kirchbichl war dem Österreichischen Archäologischen Institut vom Kulturamt der Tiroler Landesregierung übertragen worden. Selbster erblickt das Institut in der Erforschung des Ager Aguntinus, des antiken Osttirol, eine der bedeutendsten Aufgaben innerhalb seines Programmes, was in der jährlichen Delegierung eines oder mehrerer Wissenschaftler seinen Ausdruck findet. Miltner, dem 1950 bis 1953 von R. Stiglitz, 1952 und 1954 bis 1958 von W. Alzinger und 1954 von F. Gschnitzer assistiert wurde, arbeitete in insgesamt neun Kampagnen an die 360 Tage auf dem Kirchbichl, dessen Untersuchung er 1956 zu einem vorläufigen Abschluß brachte. Wenngleich er

seine Ergebnisse auch jedesmal rasch und verhältnismäßig ausführlich veröffentlichte, hat er doch nie die Zeit gefunden, eine wirklich ins Detail gehende und umfassende Publikation vorzubereiten. Dies hat dazu geführt, daß schon sehr bald eine heftige Kritik an seinen Interpretationen entbrannte, die manches zu Recht verwarf, vieles aber völlig unzutreffend in Zweifel zog. Es sollte in diesem Zusammenhang nicht verschwiegen werden, daß Miltner — der sicher das Stigma des Genialen trug — unter dem Streit um Lavant sehr litt, und daß dieser ihm, dem ohnehin hektischen und wohl schon seit längerem kranken Manne, einige Jahre seines Lebens gekostet haben dürfte. Sein Name aber ist untrennbar mit dem Kirchbichl von Lavant verbunden, aus dessen Chronik er nicht mehr zu löschen ist. (1)

Denn unzweifelhaft hat Miltner hier eine archäologische Großtat gesetzt, und es ist heute, 25 Jahre nach ihrem Beginn, an der Zeit, endlich einmal eine Zusammenfassung all dessen zu geben, was wir über diesen Platz wissen: So sollen im folgenden mit kritischem Maßstab und anhand historischer Fakten die Funde gemessen und die bisher gewonnenen Resultate objektiv zu einer Synthese vereint werden, wobei wissenschaftliche Methodik die Grundlage bildet.

I Der Anstoß

Der steil aufragende Hügel von Lavant zu Füßen der östlichen Spitzen der Lienzer Dolomiten ist längst als der „Hellige Berg“ Osttirols bekannt. Spätestens aber die Ausgrabungen haben klargestellt, daß der Kirchbichl mit seinen (bis dahin) zwei Kirchen, von denen die eine — die Ulrichskirche — weit ins Tal hinein leuchtet, mehr war als nur eine heilige Stätte besonderer Art, mehr als nämlich ein Wallfahrtsort und das Ziel einer merkwürdigen Frühjahrsprozession, aus der die Volkskunde schon vorher auf ein „Mehr“ geschlossen hatte¹⁾. Den Anstoß zur wissenschaftlichen Durchforschung des Hügels hatte schließlich R. Egger²⁾ gegeben, der im Zuge seiner Übersetzungsarbeiten am Reise tagebuch des Paolo Santonino³⁾ sich näher für dessen Beschreibung von Lavant zu interessieren begann: Santonino berichtet nämlich von römischen Resten, die er in der oberen Kirche, der Peter-und-Paul-Kirche, eingemauert sah, vor allem aber, daß die Einheimischen von einem Kastell gesprochen hätten, das sich hier einst zur Römerzeit erhoben habe⁴⁾. Dies paßte nun gut zu Eggers Entdeckungen spätrömischer Kastelle in Kärnten. Miltner gelang es in der Folge, die Spuren einer solchen Anlage tatsächlich festzustellen, aber er fand nicht nur Befestigungs-



1 Franz Miltner
in der
Bischofskirche

mauern und Räume für die Besatzung, sondern auch reichlich Überbleibsel älterer Grabstätten und als Krönung die Fundamente eines quadratischen Baues, den er als keltoromanischen Tempel deutete, schließlich auch noch – zur allgemeinen Überraschung – die Reste einer ehemals imposanten frühchristlichen Kirche. Knapp unterhalb der Spitze des Hügels stieß er zudem auf einige vorrömische Gräber⁵⁾. Nicht gering war das Kleinfunde-Material, das im Verlauf der Grabung aus dem Boden auftauchte: Keramik, Geräte, Münzen uam; dieses und Inschriften sowie Reliefs erlaubten auch eine relativ genaue chronologische Einordnung der angegriffenen Mauern, sodaß bei dem immer noch vorläufigen Abschluß der Arbeiten im Jahre 1956 die Bedeutung des Kirchbichls als uraltes und gleichsam immerwährendes Kult- und Kultur-Zentrum Osttirols nicht mehr zu bezweifeln schien⁶⁾.

Der frühe Tod Millners im Jahre 1959 hat dann bis auf eine Nachuntersuchung⁷⁾ die vollständige Untersuchung des Hügels zumindest unterbrochen (vgl. dazu die „weißen“ Stellen auf dem Plan), da sich ja auch inzwischen das Hauptgewicht der archäologischen Tätigkeit in Osttirol auf Aguntum konzentriert hatte. Daraus resultierte dann schließlich, daß über Lavant bisher noch keine endgültige Publikation erscheinen konnte, während jedoch an vielen und zugleich völlig verschiedenen Orten das Thema immer wieder behandelt wurde⁸⁾. So fehlt es vor allem noch an einer großen Schau der bisherigen Grabungsergebnisse zusammen mit den notwendigen detaillierten Informationen. Die vorliegende Arbeit kann und will dies freilich auch nicht erbringen – da ja ein Vorgehen eher schaden würde –, sie gibt jedoch eine Zusammenfassung der veröffentlichten Erkenntnisse der Archäologie und wendet sich darüber hinaus noch zwei Komplexen zu, nämlich dem Problem des Namens und des Kultes von Lavant; nicht zuletzt versucht sie, die Frage zu klären, ob wir in Lavant von einem echten Kontinuum sprechen können oder nicht. All das geschieht mit dem Ziele, hier doch etwas Neues und von der zu erwartenden archäologischen Publikation Unabhängiges vorzulegen. Es muß

3 Der Kirchbichl von Südwesten (ÖAI)

dabei aber betont werden, daß – wie bereits erwähnt – Millner zwar zu einem vorläufigen Abschluß gelangen konnte, jedoch eine große Menge kleinerer Details ebenso wie einige größere Probleme zur Zeit überhaupt nicht bekannt sind bzw. gelöst werden können; es hilft daher in vielen Fällen gar nichts, wenn bestimmten Zusammenhängen seitens der verschiedenen Wissenschaften vom Schreibtisch her immer wieder neu zu Leibe gerückt wird, um eine endgültige Lösung zu präsentieren. Hier kann einzig und allein eine nach den neuesten Erkenntnissen der modernen Feldarchäologie durchgeführte Nachgrabung Klarheit schaffen. Die vorliegende Arbeit kann dazu immehin als eine neue Grundlage im Sinne einer Standortbestimmung unseres bisherigen Wissens über Lavant angesehen werden. Und so bleibt nur noch zu hoffen, daß es vielleicht schon heuer – im Jubiläumsjahre – gelingt, mit den Grabungen auf dem Kirchbichl fortzufahren!

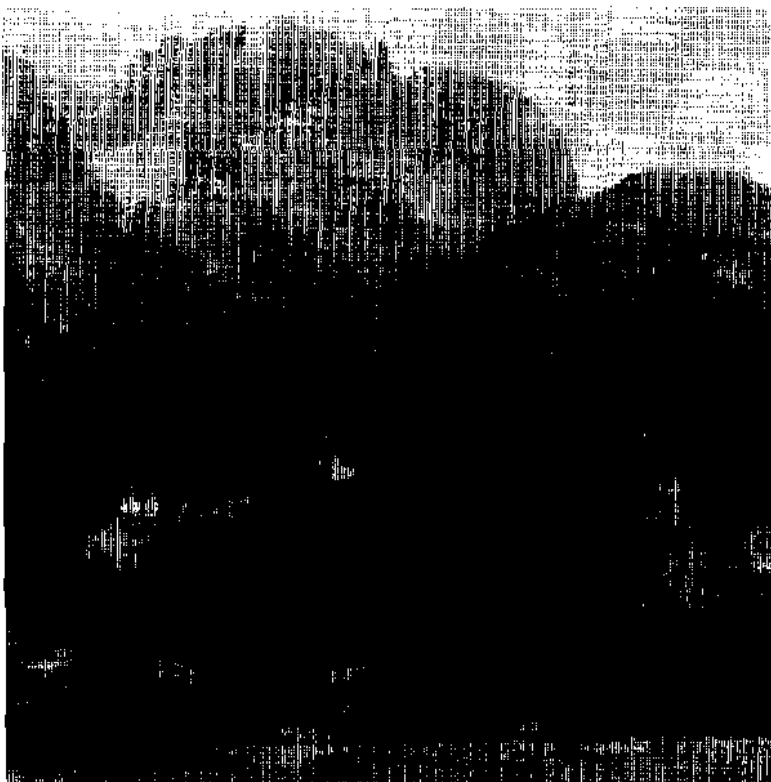
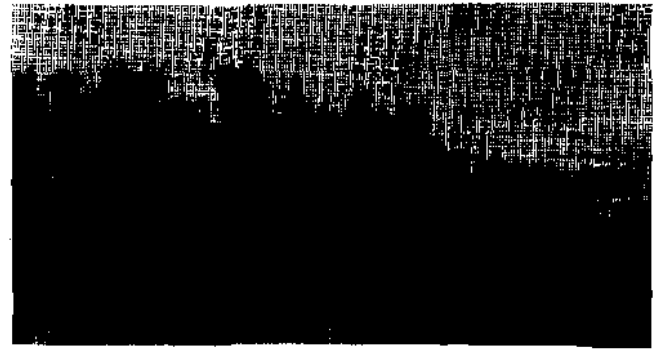
II Gestalt und Lage des Kirchbichls

Als östlicher Punkt der gleich einem Schutzwall dem Nordrand der Lienzer Dolomiten vorgelagerten Hügelkette, (2) die im Westen mit dem Ulrichsbichl beginnt, erhebt sich Lavant wie ein natürliches Bollwerk gegen Osten. Im Gegensatz zu den westlich anschließenden Höhen und Kuppen steht es nach allen Seiten hin völlig isoliert da⁹⁾. Im Westen und Osten durch je einen Bach ab-

getrennt¹⁰⁾, im Süden durch eine steile und tiefe Schlucht vom Fuße des Bergstockes gleichsam abgesprengt¹¹⁾. (3) Von Anbeginn muß dieser Hügel den ersten Bewohnern des Lienzer Beckens als Ideal zu verteidigender Platz erschienen sein, zumindest aber als Ort, den die Natur – d. h. in der Sprache der „Primitiven“: die Götter – in besonderer Weise ausgezeichnet hat: Der Zugang zu den Terrassen, die den Kirchbichl in mindestens vier einigermaßen ebene Zonen gliedern, war stets nur von Norden her möglich, wobei aber auch hier ein künstlicher Weg angelegt werden mußte; dieser mündete wohl schon immer an jener Stelle, wo die spätantiken Tortürme sich erhoben, und die auch heute noch „Törl“ heißt, in einen natürlichen Einschnitt, der freilich erst später zu dem Hohlweg geworden sein dürfte, den der heutige Besucher passieren muß. Der Höhenunterschied zwischen dem Fuße des Bichls¹²⁾ und seiner Spitze¹³⁾ beträgt 123 m: Für den, der den Passionweg bis zur Ulrichskirche und dann noch weiter bis zur Gipfelkirche hinsteigt, mag der Unterschied aber weit größer erscheinen, als er sich durch die Zähl ausdrückt. (4)

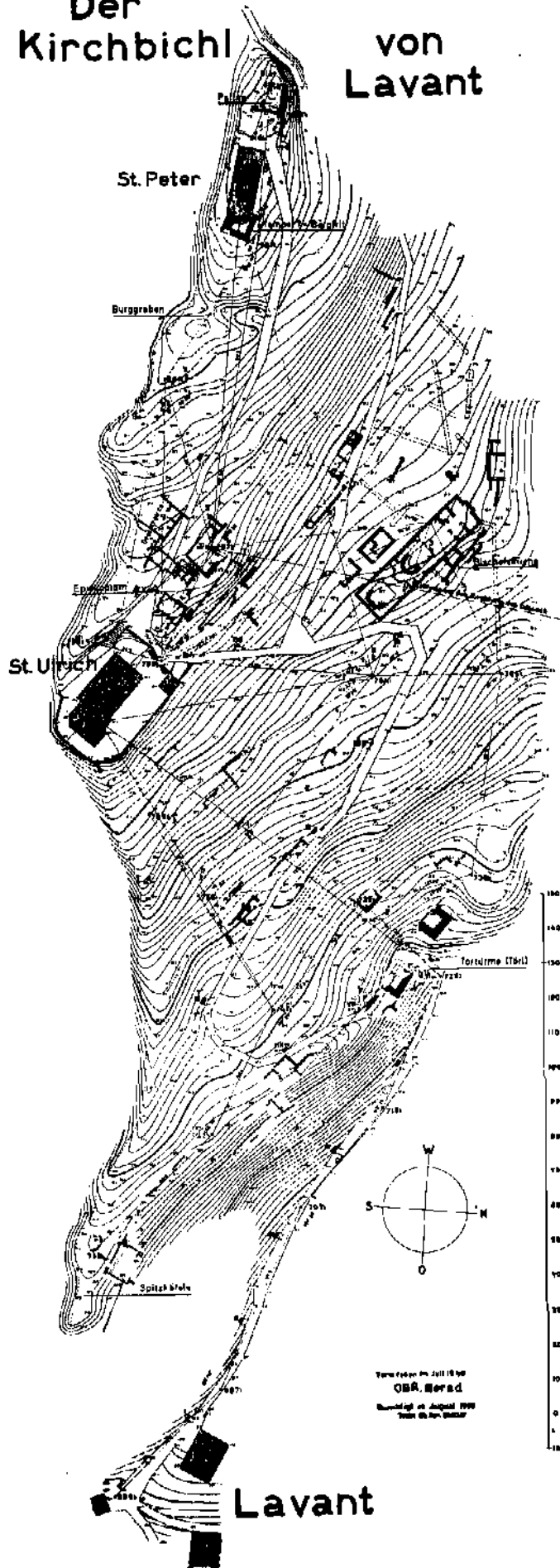
Neben dieser deutlichen Eignung für eine sichere und unelnehmbare Festung¹⁴⁾ mag aber auch schon früh die Position des Hügels von Lavant am Südrand des Lienzer Beckens eine Rolle gespielt haben: Von seiner Spitze aus ist nämlich der Blick nach Osten frei bis zur nördlichen Wange des Kärntner (Tiroler) Tores, der Trägerwand; nach Westen reicht er ungehindert bis in die Gegend von Nußdorf. Bei der Anlage einer Signalkette entlang der Drau – eines Komplexes, der schon in vorgeschichtlicher Zeit von großer Bedeutung war – könnte z. B. der Hügel, auf dem sich St. Chrysanthen erhebt¹⁵⁾, als westlicher Signalkopf der Talenge gedient haben; von hier aus ist die Sichtverbindung mit Lavant ausgezeichnet. Ein aus dem Osten kommendes Signal konnte von Lavant nun zum nördlichen Talrand „gefunkt“ werden, etwa nach Gódnach oder Dölsach bzw. Wallenstein (976 m)¹⁶⁾, besonders aber zum Hügel Breitegg (874 m) in Nußdorf, auf dem schon seit längerer Zeit die älteste Siedlung des Osttiroler Gebietes, nämlich das alte Aguntum vermutet wird¹⁷⁾.

Aber nicht nur profaner Vorteil ergab sich aus dem Hügel von Lavant, die Götter hatten den Platz nicht bloß als Festung ausgebildet: Es wird den Kundigen schon sehr bald aufgefallen sein, daß Lavant, allen seinen übrigen Vorteilen wie zum Trotz, nicht gerade der günstigste Ort zum Wohnen war, liegt es doch fast den ganzen Winter über im Schatten, um erst zu Lichtmaß wieder die Strahlen der wärmenden Sonne, die langsam den Kirchbichl hinaufsteigt, zu spüren¹⁸⁾. Daran knüpft sich bis heute noch ein Brauch¹⁹⁾, welcher die Denkbareit der Bewohner für das Ende der dunklen Tage auszudrücken scheint. Anfänglich war es jedoch das Staunen der Menschen über diesen Vorgang, der sie davon überzeugte, daß der Platz geheiligt sei – er schien ihnen wie kaum ein anderer in der



2 Der Kirchbichl von Nordosten (ÖAI)

Der Kirchbichl von Lavant



4 Gesamtplan des Kirchbichls (ÖAI: Nerad-Stelzer)

Umgebung geeignet für einen Tempel zu Ehren der Gottheit und für einen Bezirk der Toten, in deren Bereich es ja dunkel und kalt ist. Neben diesen allgemeinen Möglichkeiten der kultischen „Nutzung“ des Kirchbichls ist aber in ganz besonderer Weise die Faszination zu unterstreichen, die von den hinter Lavant steil in den Himmel ragenden Bergen ausgeht: Wer auf dem Lavanter Bichl steht, wird von diesen stürzenden Wänden hypnotisiert und von dem natürlich-göttlichen „Ensemble“ von Kelkräsen, Schlucht und Hügel überwältigt. Um wieviel mehr müssen aber die archaischen Menschen dies erst empfunden haben.

Es ist anzunehmen, daß der Kirchbichl wenig bewaldet war²⁰⁾, denn nur für einen Kult- und Gräberplatz wird man nicht die Mühe einer umfassenden Rodung auf sich genommen haben; zudem hätte Lavant, vom dichten Wald bedeckt, kaum jemanden angezogen und schon gar nicht seine natürlichen „Geheimnisse“ verraten: Nur der freie Blick ins Tal und zu den Dolomiten-Gipfeln konnte dem ehrfurchtsvoll Staunenden zeigen, was die Götter hier geschaffen hatten.

So präsentierte sich der Kirchbichl den frühen Bewohnern der Gegend als eine stolze und beherrschende Kuppe in gesicherter und günstiger Lage, vom Flusse²¹⁾ gegen Norden abgeschirmt, nach Süden hin zwar im Banne der drohenden „Unholden“²²⁾, aber doch von diesen getrennt und gleichzeitig geschützt; im selben Maße wirkte er unheimlich und also heilig, ein echter hieros topos oder locus sacer, der er denn auch immer geblieben ist.

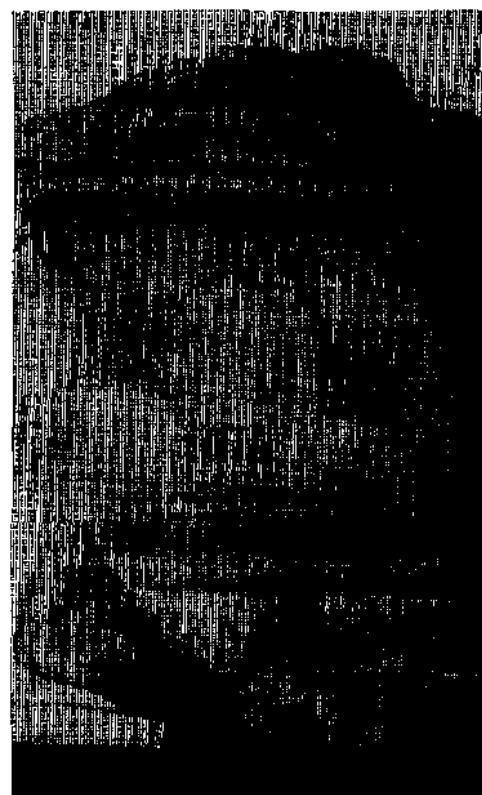
III Die ältesten Funde

Wenn es auch kaum große Schwierigkeiten bereitet, die ersten menschlichen Vorstöße nach Osttirol schon für das 4. Jtsd. v. Chr. selbst ohne Funde zu postulieren²³⁾, die ersten Siedlungen aber für das 2. Jtsd. anzunehmen, als das Gebiet – von Natur aus ja nicht gerade einladend und wenig fruchtbar – im Zuge der sich ausdehnenden Metall-Kulturen wegen seiner Bodenschätze langsam aber sicher interessant zu werden begann, so fehlen auch dafür die entsprechenden Funde: Das bisher älteste Stück, ein Steinhammer, ist in Kals gefunden worden und stammt aus der Zeit um 2000 v. Chr.²⁴⁾; aus diesem läßt sich freilich noch keine reguläre Besiedlung erschließen. Jüngere Funde wurden in der Gegend von Thal gemacht, sie gehören wohl an den Beginn des 1. Jtsds. v. Chr.²⁵⁾. Berühmt geworden sind die latènezeitlichen Fundstätten von Virgen und Umgebung, die aus der Zeit nach der Mitte des 1. Jtsds. stammen²⁶⁾.

Aus noch späterer Zeit datieren die ältesten Spuren auf dem Kirchbichl, die bisher nicht weiter als etwa in das 2. Jh. v. Chr. zurückreichen²⁷⁾: Es handelt sich dabei um die zerstörten Reste eines Brandgrabes, von dessen Beigaben nur noch wenige Fragmente von zwei spät-latène zeitlichen Gefäßen (5) geborgen werden konnten; das Grab lag auf dem Hang südlich der spätantiken Bischofskirche. Etwas höher, gleich neben den Fundamenten von St. Peter, wurden noch jüngere Brandgräber gefunden, die vermutlich aus der Zeit um Christi Geburt stammen²⁸⁾. Mehr hat der Kirchbichl für die vorrömische Epoche noch nicht hergegeben²⁹⁾, doch haben sich nach allem spätestens die Kelten, die sich im 4. Jh. v. Chr. in unser Gebiet schoben, hier einen Begräbnisplatz erkoran, was freilich wegen der besonderen Lage – wie schon oben gesagt – nicht weiter verwundert; denn insbesondere dieses Volk, dessen Religion stärkste Naturverbundenheit ausdrückt, wird Lage und Gestalt des Hügels



5 Latenezeitliche Keramik (ÖAI)



7 Votiv-Altar des Paretus (ÖAI)

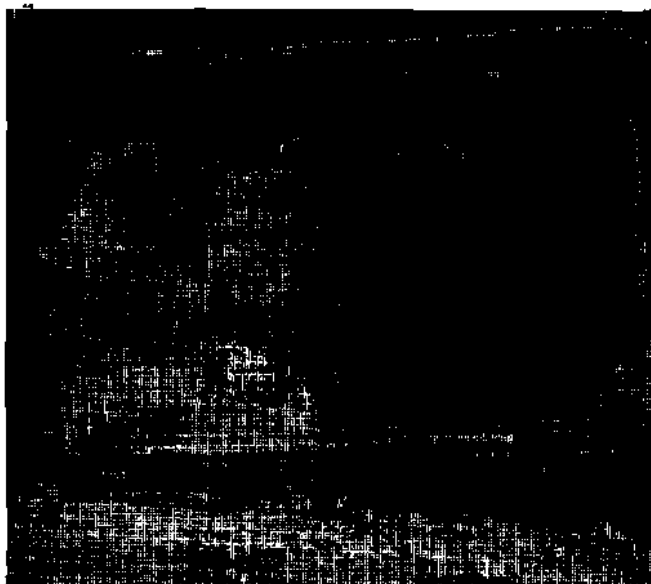
nicht übersehen und auch nicht verabsäumt haben, die Gottheit zu erkennen und ihr zu huldigen: Bei ihm waren Bergkulte ja fest verwurzelt³⁰). Ob Derartiges aber auch noch weiter zurückreicht, ist heute nicht mehr — oder noch nicht? — festzustellen, man könnte jedoch annehmen, daß Lavant schon von Anfang nicht nur als heiliger Ort betrachtet wurde, sondern daß hier vielleicht schon seit dem 2. Jhd. v. Chr. — als auf der Sonnselbe des Tales Aguntum gegründet wurde³¹) — ein lokales Kultzentrum bestand.

IV Die römertzeitlichen Funde

1) Die Nekropole

Miltner konnte eine Reihe von Inschriften — vollständigen und fragmentierten — aus der Erde heben: Zwei davon stammen von römischen Gräbern. Für den Ausgräber schlen dabei von besonderer Bedeutung zu sein, daß der eine Grabstein³²), (6) der für sieben Personen gedacht war, zwei eindeutig einheimische, d. h. kelto-illyrische Namen aufweist: Daraus schloß er — allerdings viel-

leicht etwas apodiktisch³³) —, daß die Begräbnisstätte auf dem Kirchbichl in ihrer römertzeitlichen Form ursprünglich nur von Eingewessenen belegt worden sei. Der genannte Stein stammt freilich schon aus dem Beginn des 2. Jhs. n. Chr. und nennt neben einem Clevvon, Sohn des Veitor, und einer Voltesima, Tochter des Buessomarus, nur rein römische Namen. Der andere Grabstein gehört in die Mitte des 3. Jhs. n. Chr.³⁴), er ist rein römisch³⁵). Im Jahre 1969 wurde bei Restaurierungsarbeiten auf dem Bichl das verbaute Fragment eines Grabreliefs³⁶) entdeckt, das einen Frauenkopf mit Melonenfrisur zeigt, den römischen Modestypus der ersten Hälfte des 3. Jhs. n. Chr. So konnten in Lavant bisher zwar nur einige Gräber aus der Zeit zwischen plus/minus 100 und plus/minus 250 n. Chr. nachgewiesen werden, doch genügt dies, um daraus auf eine Nekropole zu schließen, auch wenn es in der Tat auffällig ist, daß sich hier entgegen der sonst üblichen Art der Römer, die Friedhöfe außerhalb der Stadt entlang der Ausfallstraßen anzulegen, an so entlegener Stelle eine römische Begräbnisstätte zumindest in ihren Resten nachweisen läßt: Und dies ist allerdings ein Argument für Miltners oben zitierte Ansicht, wonach die römertzeitlichen Gräber von Lavant einer älteren, nicht-römischen Tradition verpflichtet seien, die sich ja schon aus dem Umstand ergibt, daß hier lange vor den Römern bereits Gräber angelegt wurden.

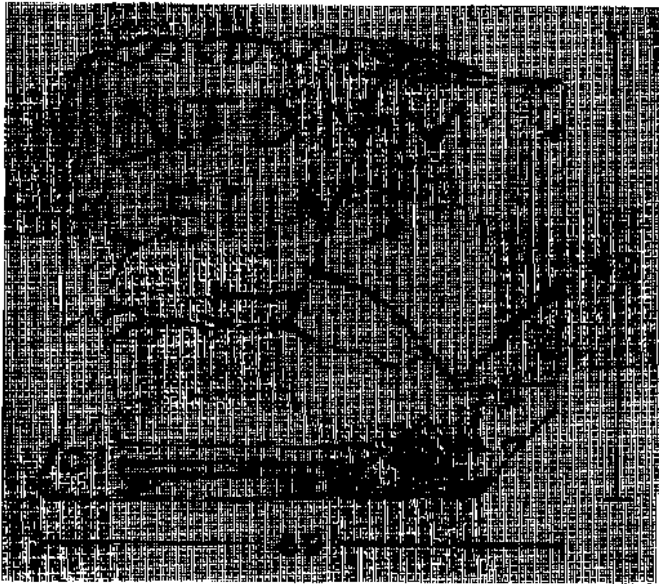


6 Grabstein der Volusia und ihrer Familie (ÖAI)
 VOLVSIAE C(al)i F(illae)
 SATVR
 NINAE ANN(orum) XVI
 VOLVSI LATINA
 SOROR ET
 C(aius) VITORIVS
 CVPITVS
 VIR SIBI ET
 CLEVVONI VEITORIS
 F(ill)o PATRI
 VOLTESIMAE
 BVSSOMARI
 F(illae) MATRI
 VITORIO LATINO FILIO
 VITORIAE SECVNDINAE
 FIL(iae)
 V(ivi) F(ecerunt)

Der Volusia Saturnina, Tochter des Gaius, 16 Jahre alt, sich selbst und dem Vater Clevvon, Sohn des Veitor, der Mutter Voltesima, Tochter des Buessomarus, dem Sohn Vitorius Latinus und der Tochter Vitoria Secundina haben die Schwester Volusia Latina und ihr Mann Gaius Vitorius Latinus (diesen Stein) bei Lebzeiten gesetzt. (Anlaß war also der frühe Tod der Saturnina).

2) Der Kultbezirk

Die anderen Inschriften sind sämtlich Votiv-Altäre: So hat in der zweiten Hälfte des 2. Jhs. n. Chr. der Sklave Paretus dem Genius (Schutzgeist) seines Herren einen Stein geweiht³⁷); (7) ein anderer wurde etwa um 200 n. Chr. vom Gemeinderat von Aguntum für einen Kaiser gesetzt³⁸); (8) einen dritten haben die Aguntiner Gemeinderäte dem Sohn und Mitregenten des Kaisers Trebonianus Gallus im Jahre 252 n. Chr. errichten lassen³⁹). Diese Weihealtäre beweisen schon von sich aus, daß der Platz heilig war, denn nur ein



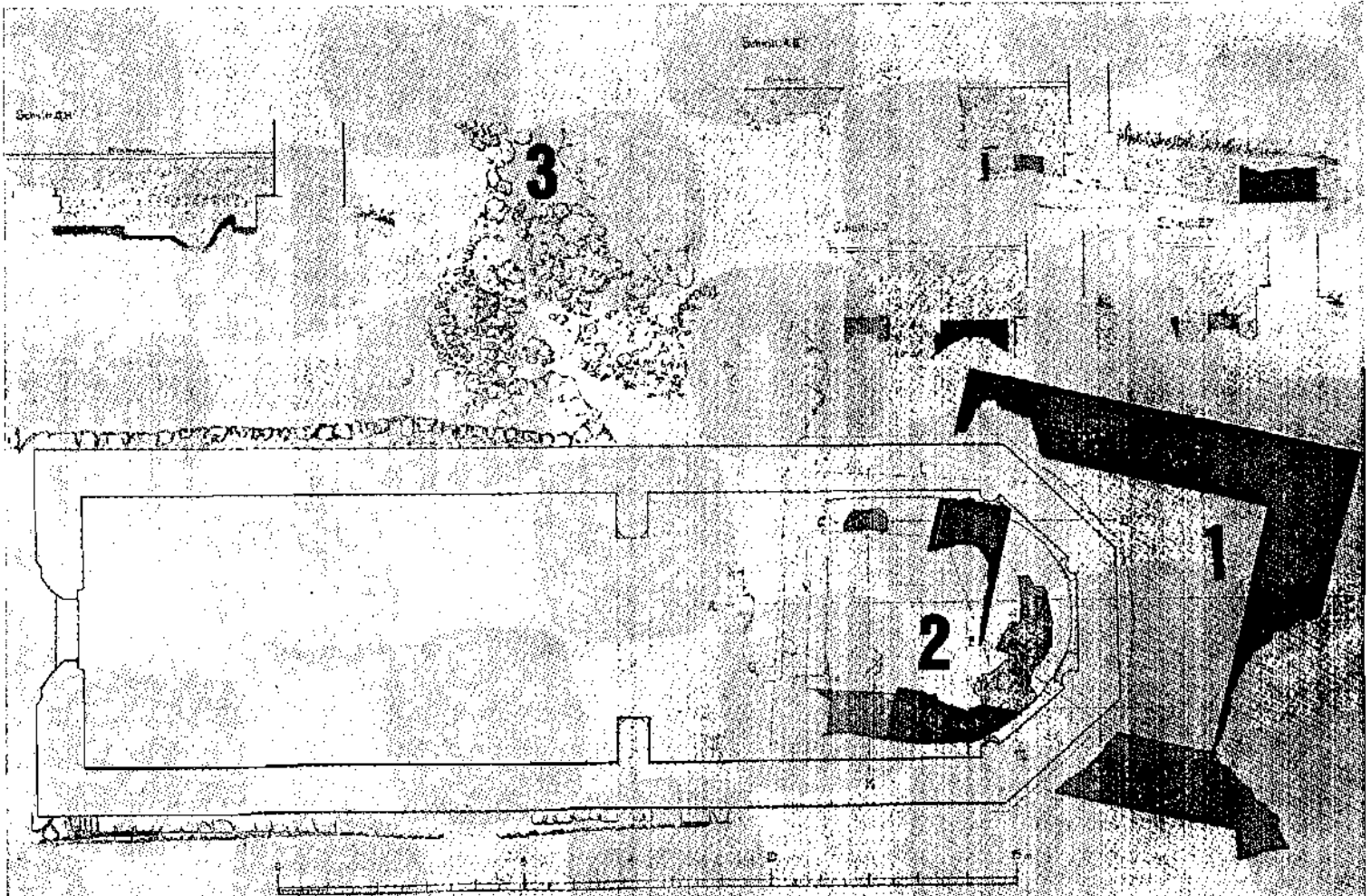
8 Votiv-Altar
des Aguntiner
Gemeinderates (ÖAI)

solcher konnte als Mittler zwischen den in den Weihungen eingeschlossenen frommen Wünschen und der Gottheit fungieren, die sich der verehrten Person annehmen sollte. Derlei impliziert von vornherein, daß der Hügel nicht nur für die Toten, sondern auch einem Gott bestimmt war, was neuerlich nicht als ausgesprochen römisch angesehen werden kann. Ein Gott benötigt nun ein „Haus“, einen Schrein oder einen Tempel, und einen solchen glaubte Miltner unter den Fundamenten von St. Peter entdeckt zu haben: (9)

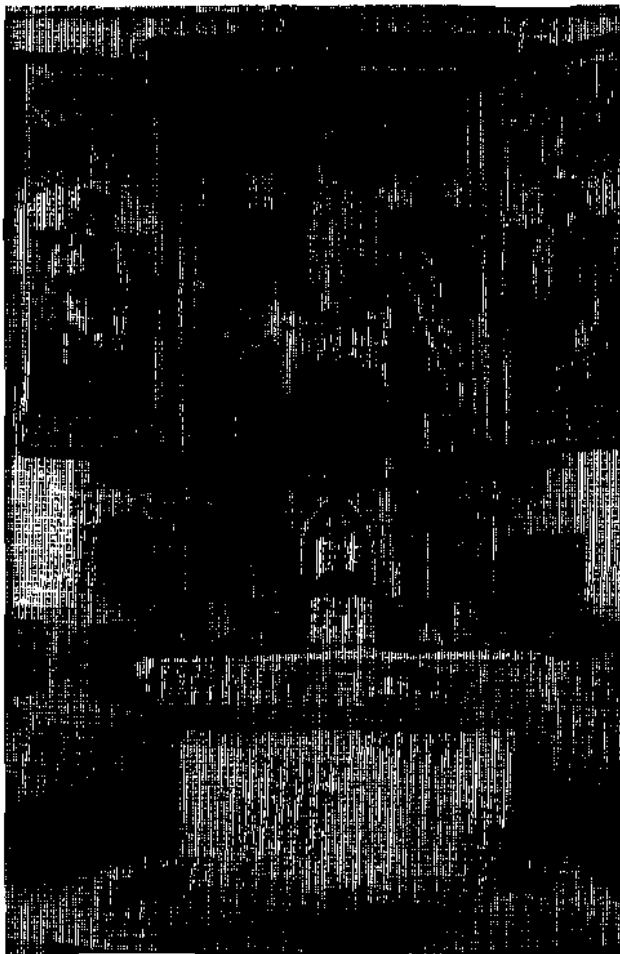
Er legte ein 8 x 8 m messendes, 1,55 m starkes Meuarzeviertel frei⁴⁰⁾, das er und nach ihm auch andere als den Unterbau eines keltoromanischen Viereck-Tempels deuteten⁴¹⁾. Diesem wies er mehrere auf dem Kirchbühl gefundene Marmorblöcke zu, aus denen sich — zusammen mit einigen keramischen Resten⁴²⁾ — ein Zeiteinsatz an die Wende vom 1. zum 2. Jh. n. Chr. ergab. Die genannten Marmorblöcke sind sämtlich Bauteile und gehörten offenbar ein und demselben — architektonisch gegliederten — Gebäude an, das irgendwo auf dem Hügel ge-

standen haben muß: Von größter Bedeutung ist dabei ein 0,79 x 0,48 x 1,12 m großer Quader⁴³⁾, der in den Altartisch von St. Peter (10) eingebaut ist; er zeigt an drei Seiten einen Profilrahmen. Auf einer Schmalseite sind die Spuren eines sauberlich abgearbeiteten Reliefs (11) erhalten, während auf der vorderen Langseite eine schmale Nische ausgehauen ist, in der einst ein Steinkopf steckte, wie der noch erhaltene Halsansatz verrät⁴⁴⁾. Dieses kleine Detail beweist nun eindeutig, daß wir es mit dem Bauglied eines keltischen Tempels zu tun haben, denn derlei ist aus dem gallischen Raum bekannt: Die Pfeiler der Eingangsportikus des Tempels von Roquepertuse⁴⁵⁾ aus dem 3. Jh. v. Chr. haben solche Nischen, in denen die abgehauenen Schädel erschlagener Feinde zur Schau gestellt waren⁴⁶⁾. Unter römischem Einfluß mußte solch barbarischer Brauch freilich aufgegeben werden, und an die Stelle der Menschenschädel traten Steinköpfe, die in ihrem Aussehen oftmals an romanische Skulpturen erinnern⁴⁷⁾; ihr Sinn an der Stirnseite des Tempels ist wohl auch ein apotropäischer (Übel abwehrender), wenngleich eine direkte Beziehung zum Totenkult nicht auszuschließen ist.

Neben diesem Quader sind in den Altartisch von St. Peter noch weitere Marmorblöcke vermauert, von denen zwei (1,70 x 0,28 x 0,50 m) besonders hervorzuheben sind, tragen sie doch eine monumentale, einzeilige Inschrift, die nur als Bauinschrift angesehen werden kann⁴⁸⁾. (12) Nach ihr hat ein Bürgermeister — natürlich von Aguntum — den entsprechenden Bau gestiftet, und zwar in den Jahren um 100 n. Chr., wie aus der



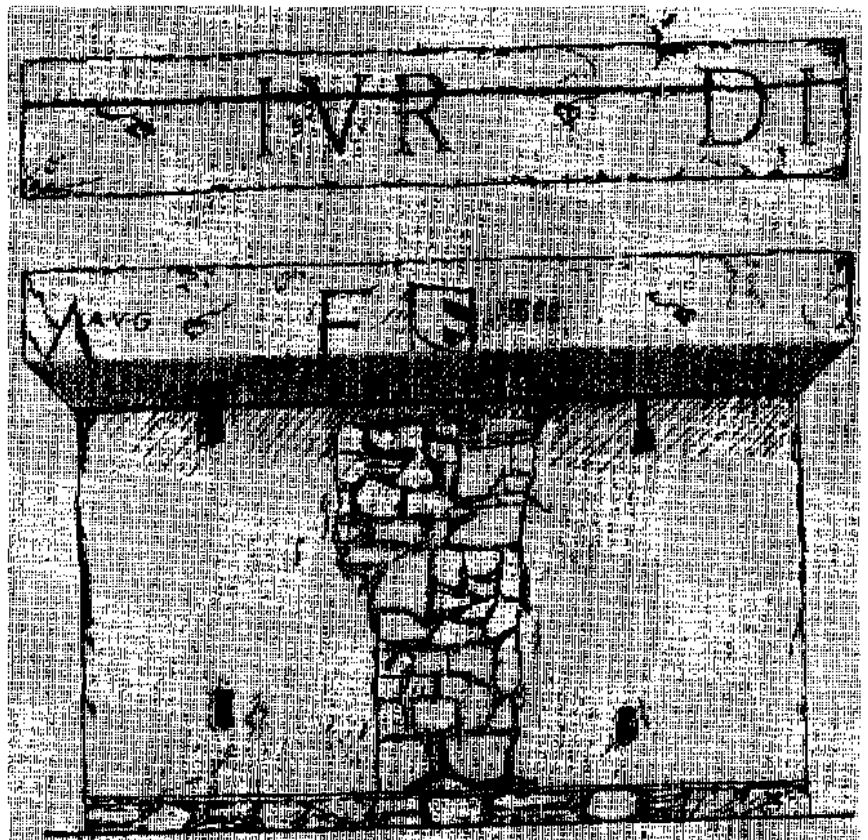
9 Grundriß von St. Peter mit den älteren Mauern unter dem Chor: 1 = Tempel (?) — Bergfrüh, 2 = ältaste Apsis, 3 = Brandgräber (ÖAI: Miltner)



10 Hochaltar von St. Peter (ÖAI)

Schriftform hervorgeht; die Errichtung oder doch zumindest die Neupadaption dieses Bauwerkes fällt also in eine Zeit der größten wirtschaftlichen Blüte Aguntums und seines Territoriums⁴⁹). Der Name des Bürgermeisters ist auf den genannten Blöcken nicht mehr enthalten, nur die Filiation: M. F. =

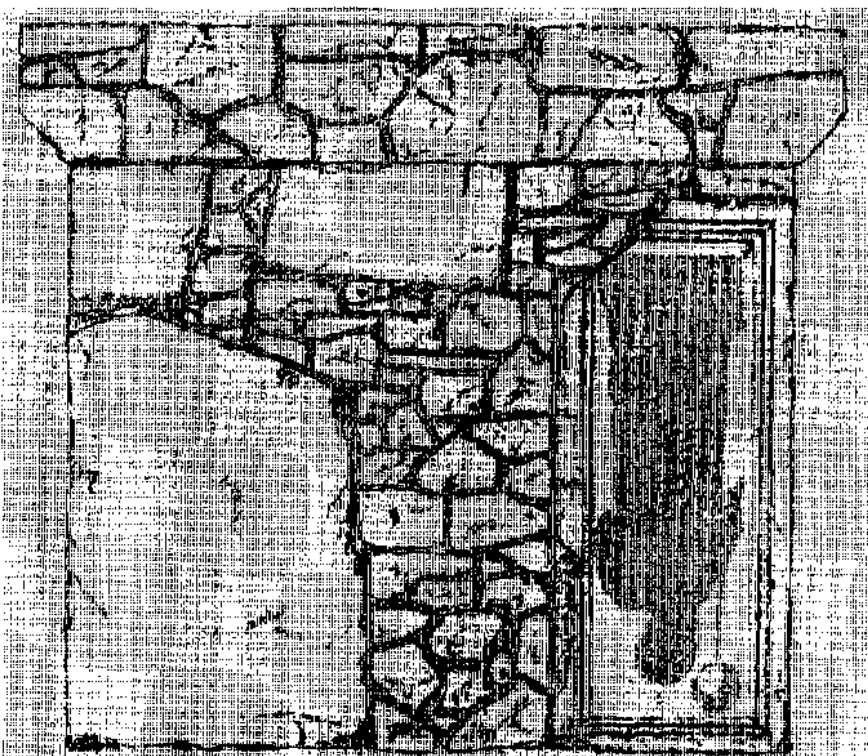
„Sohn des Marcus“ scheint noch auf; denn noch glaube ich, daß wir den Namen kennen, und zwar von einem Blöcke ganz ähnlicher Maße, den Miltner⁵⁰) als Schwellstein verbaut fand: (13) dort ist ein D(ecimus) OPET(rius?) genannt. Obgleich Miltner einen Zusammenhang mit der anderen Inschrift in Abrede



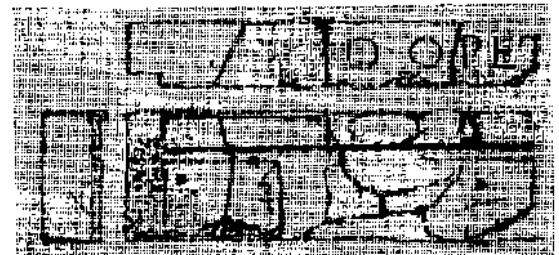
12 Vorderansicht des Altartisches von St. Peter mit den Inscript-Architraven (ÖAI: Miltner)

stellte, sind Form und Maße der Blöcke sowie der Buchstaben viel zu ähnlich, als daß sie von verschiedenen Bauwerken – die noch dazu beinahe identisch sein müßten – stammen könnten.

Ein weiterer Block (1,70 x 0,62 x 0,35 m) wurde beim Widum von St. Ulrich entdeckt⁵¹): es handelt sich dabei um den Teil einer Unterlage für die aufgehende Marmorarchitektur, aus dem entsprechend den Vorlesungen hervorgeht, daß diese in der untersten Zone aus Quedern bzw. Pfeilern und dazwischengesetzten Schrankenplatten bestand. Inwieweit in diesem Zusammenhang auch noch die aus



11 Rückansicht des Altartisches von St. Peter mit dem „Quader mit dem Kopf“ an der Schmalseite Reste eines Reliefs). (ÖAI: Miltner).



13 Inscript-Architrav mit dem Namen D. OPET(rius?) (ÖAI: Miltner)

der Wende vom 1. zum 2. Jh. n. Chr. stammenden und später in der Bischofskirche verbeuten Kapitelle⁵²) zu stellen sind, ist vorläufig noch nicht zu beantworten, rein theoretisch sind aber auch sie demselben Bau wie die eben angeführten Blöcke zuzuweisen, da es nicht mehr wahrscheinlich ist, daß auf dem Kirchbühl mehr als ein großer und prächtiger Bau – wie er sich aus den vorhandenen Baugliedern ergibt – gestanden. Aus all diesen Stücken läßt sich schon ein nicht unbedeutendes Bauwerk erschließen, das im Prinzip sogar rekonstruierbar ist: So lagen über dem Fundament schwere Marmorblöcke, die den Untergrund für schmale Pflinten (Basisplatten) bildeten, auf denen pfeilerartige Quader standen; dazwischen wehrten Schrankenplatten den Durchgang; auf den Quadern lagen wohl profilierte Bekrö-

nungen, die wiederum als Unterlage für Säulenbasen dienen; darüber erheben sich eher schlanke und nicht zu hohe Säulen, von Kapitellen bekrönt; diese trugen den Architrav mit der Inschrift, über dem ein Fries angebracht war: Das Stück eines solchen mit der Darstellung eines Greifen⁵³⁾ (14) ist ebenfalls

So ergibt sich, daß der Tempel ehemals an der Stelle von St. Peter oder doch gleich daneben gestanden haben muß, weil nur von hier aus die Streuung der Marmorblöcke zu erklären ist, die teilweise bergab geschafft worden, teilweise nach unten gekollert sind. Damit sind wir aber genau dort, wo Miltner von allem Anfang einen keltoromanischen Viereck-Tempel gefunden zu haben behauptete, nämlich unter dem Chor von St. Peter⁵⁴⁾: A priori ist dazu zu sagen, daß er der Wahrheit wohl ziemlich nahe gekommen ist, ohne dabei einen stichhaltigen Beweis vorgelegt zu haben. Einen solchen habe nun ich für ihn nachzuvollziehen versucht, indem ich auf der Grundlage der oben beschriebenen Architektur-Ordnung eine zeichnerische Rekonstruktion (15) über dem unter

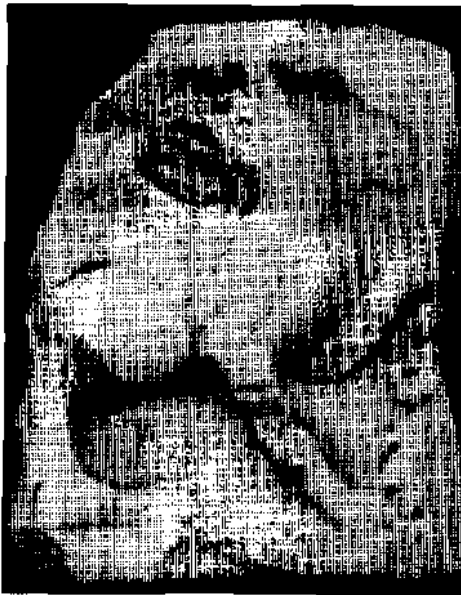
schon wesentlich schmalere Mauer⁵⁴⁾ aufgezogen, die freilich bis zur Oberkante der Schrankenplatten bis an diese heran gereicht haben könnte; erst ab der Unterkante der Säulenbasis wäre die endgültige Stärke des Aufgehenden von etwa zwei römischen Fuß anzunehmen.

Gewöhnlich sind derartige Tempel mit einem eigens fundamentierten Umgang versehen, dessen Pultdach an das höher aufstrebende Gefert, die Cella (Kulturraum), angesetzt ist, wodurch ein basilikaler Eindruck entsteht. Ein Umgang war nun in Lavant beim besten Willen nicht nachzuweisen, konnte auch wegen des im Westen sogleich höher steigenden Felsgrundes nicht vorhanden gewesen sein. Die Rekonstruktion hat hier aber mittels der vorhandenen Bauglieder eine Lösung versucht, die den ursprünglichen Charakter des keltoromanischen Umgangstempels zumindest in reduzierter Form bewahrt: Dadurch wäre wenigstens die ungewöhnliche Mauerstärke⁵⁵⁾ erklärt; nach ihr stünde die architektonische Ordnung knapp vor der Cella-mauer⁵⁶⁾, von einem Pultdach überdeckt, während die Cella höher reicht.

So spräche denn doch noch einiges für die Deutung des Geviertes als Unterbau eines römischerzeitlichen Tempels: der Ort⁵⁷⁾, die Funde und ihre Streuung sowie der Name „Altenburgstall“, der nach Osw. Menghin⁵⁸⁾ vormittelalterliche Verbauung verrät, nicht zuletzt aber die technische Möglichkeit. Nicht dafür kann der Umstand herangezogen werden, daß über dem ganzen eine Kirche liegt, wie das an vielen Orten beobachtet werden kann⁵⁹⁾, wo damit eine echte Kontinuität zum Ausdruck kommt: Das frühe Christentum war ja in der Regel bemüht, die selbst nach Zerstörung der heidnischen Tempel immer noch heiligen Stätten dem eigenen Sinn nutzbar zu machen; in Lavant aber wurde die frühchristliche Kirche an anderer Stelle errichtet⁶⁰⁾. Gegen den Tempel kann nun ins Treffen geführt werden, daß sowohl Platzwahl als auch Dimension des Mauergeviertes eindeutig einen mittelalterlichen Bergfrit⁷¹⁾ bezeugten. So stehen hier also zwei Meinungen gegeneinander, von denen keine mit einer Handbewegung fortgewischt werden kann: Die eine wie die andere zeigt ja eine Möglichkeit der objektiven Interpretation auf, die freilich solange in keiner Richtung zu entscheiden sein wird, als nicht durch irgendeinen Umstand mit Sicherheit das eine oder andere bewiesen werden kann — am besten natürlich durch eine entsprechende Nachuntersuchung mit dem Spaten und der Kelle.

Eines allerdings könnte auch noch zutreffen, nämlich daß beide Meinungen richtig sind: Auf den uralten, nur noch als Ruinenhaufen kenntlichen Tempel könnte man im Mittelalter den Bergfrit gesetzt haben, das alte Fundament eben wegen seiner Position und seiner Dimensionierung begrüßend; so wäre auch Miltners Beobachtung, wonach die Nordseite zwei Phasen aufweise⁷²⁾, besser zu verstehen. Auch den Niveaurest, den Miltner an der westlichen Innenseite nur wenig über der — dort jedoch am höchsten liegenden — Fundament-Unterkante angetroffen hat⁷³⁾, könnte man dann der Neudeptierung zuschreiben: denn für einen Tempel läge er viel zu tief (es sei dann, an dieser Stelle hätte die auch sonst nachweisbare Opfergrube⁷⁴⁾ gelegen), während er für den untersten Raum eines Bergfrits eher paßt.

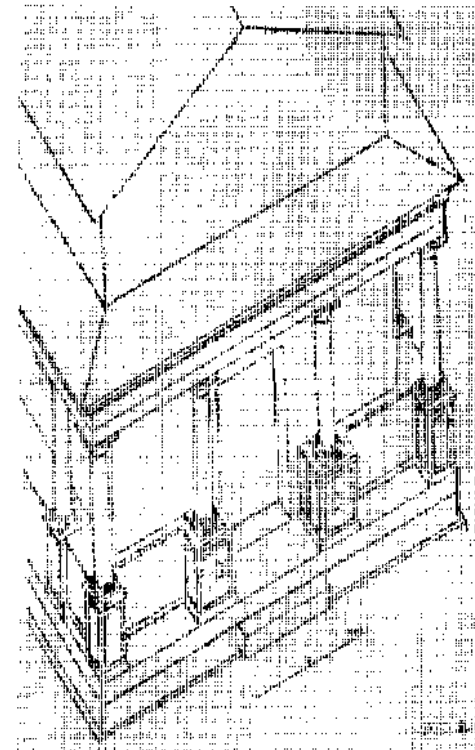
So sind der Fragen noch viele offen und werden vielleicht immer ungelöst bleiben. Es mußte hier aber einmal versucht werden, dem Problem nicht nur nach einer Seite hin gerecht zu werden, sondern es unter neuen Gesichtspunkten neu aufzurollen und somit den beteiligten Fachwissenschaften — abgesehen von einer möglichen gemeinsam unternommenen Nachgrabung — neuen Aufwind in die Segel zu blasen.



14 Greifenrelief (ÖAI)

im Altartisch von St. Peter ans Licht gekommen: den Abschluß bildete das Gebälk für den Dachstuhl.

Nun fragt es sich, welches der auf dem Kirchbichl festgestellten Fundamente ein solches Gebäude getragen haben könnte. Bevor wir uns der Beantwortung dieser Frage zuwenden, müssen wir noch zwei grundsätzliche Überlegungen anstellen: Der Bau muß einmal nach diesen Resten, die kaum anders kombiniert werden können, eine besondere Bedeutung besessen haben, die nicht nur wegen des Platzes, sondern vor allem wegen des zuerst genannten Quaders mit dem Kopf allein auf einen Tempel deutet; ein solcher wird nur einen prominenten Punkt des Hügels eingenommen haben, also z. B. die Kuppe. Zum andern ist die Grundlage der verstreuten Marmorreste von Bedeutung, ist doch aus ihr möglicherweise der ursprüngliche Herkunftsort zu erlernen: So fand Miltner im „Bergfrit“, d. h. im Pallas der Burg Trettenstein, knapp westlich von St. Peter die Fragmente eines Kapitells, eines Reliefs und einer Säule⁵⁴⁾; im Altartisch die zwei Inschriften-Architrave, das Greifenrelief, den Quader mit dem Kopf und noch weitere Marmorbruchstücke; im Widum den großen Block, von dem es heißt, daß er aus dem „Graben“ gezogen worden sei; könnte es sich hier aber nicht um eine Verwechslung handeln, die in Wirklichkeit den „Burggraben“⁵⁵⁾ östlich von St. Peter meint⁵⁶⁾? Die Inschrift mit „D. OPET“ kam westlich der Bischofskirche in spätantiker Verbauung zutage, und die drei Weiheinschriften wurden im Bereich der Bischofskirche, aber sogar im Schutt über dieser, gefunden. Aus der Gestaltung des Kirchbichls wird deutlich, daß das Heranschieben von großen Baublöcken sehr große Mühe gekostet haben muß, daß es also nur aus Gründen eines bestimmten Bauplanes erfolgte; das sekundäre Bewegen eines so großen Steines wie etwa des ca. 1 Tonne schweren Quaders im Altartisch hingegen erscheint unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, wozu der Block letzten Endes gebraucht wurde⁵⁷⁾: Man kann sich kaum vorstellen, daß man diesen von weit her, den Hügel hinan geschleppt habe, bloß um ihn zu verbauen.



15 Rekonstruktionsversuch des keltischen Tempels auf dem Kirchbichl (Karwiese)

St. Peter aufgedeckten Mauergeviert vornahm, mit dem Ziele, auch eine derartige Möglichkeit nicht ungenützt zu lassen: Dabei war zunächst wichtig, festzustellen, ob sich das Fundament in römische Maßeinheiten gliedern läßt; Miltners Messungen hatten genau 8,00 m im Quadrat ergeben, was ohne die geringsten Schwierigkeiten als — vom Bauplan her beabsichtigte — 27 römische Fuß = 7,984 m angesehen werden kann⁵⁸⁾. Die Mauerstärke von 1,47 m⁶⁰⁾ entspricht ziemlich exakt 5 römischen Fuß = 1,479. Weniges über der Unterkante⁶¹⁾ springt das Fundament an der Außenseite um 0,12 m = 1/24 Fuß⁶²⁾ zurück, wodurch sich das Längenmaß der Oberkante auf 7,76 m, im Bauplan auf 7,744 m, die obere Mauerstärke auf 1,35 m (1,359 m) reduziert. Daraus ergibt sich also, daß hier ohne weiteres römische Grundmaße vorliegen können.

Wenn nun auf dieses Fundament, dessen Oberkante wir nicht mehr feststellen können, Blöcke mit Vorrissen nach der Art des einen erhaltenen gelegt worden, und zwar an die Außenseite des Fundamentes, so ergibt sich für drei Seiten eine Stellung von genau sechs Pfeilern, während für die Frontlösung wohl der Quader mit dem Kopf — dem Grundriß nach größer als jene, wie die Vorrisse lehren — maßgeblich war. Schon Miltner hat an etwas Ähnliches gedacht⁶³⁾. Hinter dieser Pfeiler-Säulen-Kombination wäre dann eine

Auch wenn nach all dem blauer Gesagten keinerlei Zweifel mehr bestehen kann, daß der Lavanter Kirchbichl nicht nur einen antiken Friedhof, sondern auch einen Tempel auf seinem Rücken trug, so ist die lokale Antiquität doch auch bestritten worden: Man hat behauptet, daß all die großen Steine und Blöcke später und von einem anderen Ort hinaufgeschafft worden seien. Es ist daher notwendig, an dieser Stelle ein für allemal eindeutig festzuhalten, daß derleibarer Unsinn ist: Die Grabsteine z. B. müßten dann nämlich von der mindestens 3 km Entfernung (Lufllinie) befindlichen Nekropole entlang der Ausfallstraße von Aguntum nach Teurnia (St. Peter im Holz) herangeschleppt worden sein⁷⁵⁾; daß dies natürlich nicht sehr sinnvoll gewesen wäre, zeigt ihre sekundäre Verwendung in viel jüngeren Bauten, für die sie nur Baumaterial bedeuten. Solches steht aber auf dem Kirchbichl überall natürlich an und wurde auch in entsprechenden Mengen benutzt: Aus praktischen Gründen verbaut man freilich auch alles, was an Marmor herumlag und sich eignete. Vollends aber die großen und schweren Blöcke können nicht von weither geholt worden sein⁷⁶⁾, ohne vorher auf handliche und leicht zu transportierende Stücke zerschlagen worden zu sein: aber die Mehrzahl ist in Einem erhalten! Und schließlich der Transport von Aguntum oder der Gräberstraße — wie kompliziert und beschwerlich mag derselbe schon während der römischen Blütezeit gewesen sein, um wieviel undankbarer aber in der Spätzeit: Der Weg durch die Drau-Auen, dann über den Fluß selbst, gab es doch kaum jemals eine Straße in unserem Sinn, und eine Brücke wird es vermutlich auch nie gegeben haben⁷⁷⁾. So müssen die antiken Werkstücke allesamt schon vorher auf dem Kirchbichl gewesen sein, d. h., sie waren eben von Anfang an für die Aufstellung bzw. Verbauung daselbst bestimmt und verfertigt worden.

3) Die Funde

Von den übrigen Funden sei noch ein kleines Inschrift-Fragment erwähnt, das A. Roschmann⁷⁸⁾ in der Kirche St. Ulrich eingemauert sah. Ansonsten ist im vorletzten und letzten Jahrhundert noch einiges in Lavant gefunden worden⁷⁹⁾, doch scheint das meiste davon aus dem Dorf selbst zu stammen, ist also nicht — oder zumindest nur indirekt — auf den Hügel zu beziehen. Immerhin berichtet J. Rohrachner⁸⁰⁾ von „römische(n) Antiken, Münzen, Säulengetrümmer, Treppen und Platten aus weißem Marmor gehauen und mancherlei Hausgeräthe(n)“, die auf dem Kirchbichl zutage gekommen seien; insbesondere erwähnt er eine Münze des Kaisers Hadrian (117 bis 138 n. Chr.). Auch Millner

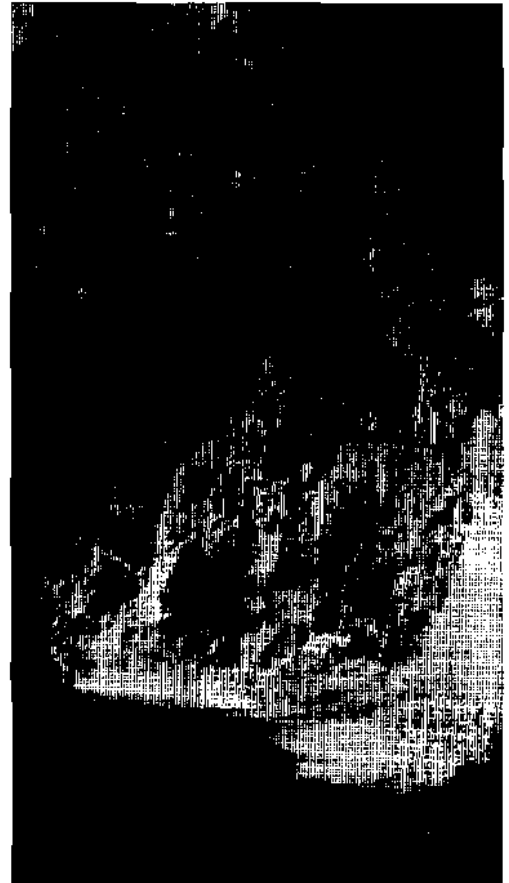
hat eine Reihe Kleinfunde ausgegraben⁸¹⁾, die freilich in der Hauptsache aus Keramikscherben bestehen, unter denen sich mehrere feine Fragmente, nämlich Terra-Sigillate, befinden; daneben tauchen Objekte aus Eisen, Bronze und Glas auf, von denen aber die Masse schon der spätantiken Periode angehören dürfte: Für den Friedhof sind naturgemäß auch nicht so viele Kleinfunde zu erwarten wie etwa für einen Bezirk der Lebenden, denn abgesehen von Grabbeigaben und Aschenurnen kamen ja in der Regel nur Gefäße für die Totenspenden (eben z. B. aus Terra-Sigillate) und daneben vielleicht noch einige Geräte für den Kult im Tempel auf den Kirchbichl; einiges, wie z. B. Schmuck, mögen die Grabbesucher und Kulteilnehmer wohl verloren haben. Auf jeden Fall sind also diese Gegenstände nicht etwa als Schutt und Abfall mehr oder minder zufällig auf die Höhe gelangt, sondern kamen in ganz bestimmtem Zusammenhang hierher!

Nicht zu vergessen sind jene Bruchstücke, die schon Santonino⁸²⁾ an der Außenseite von St. Peter eingemauert sah und die 1956 wiederentdeckt wurden⁸³⁾: Bemerkenswert ist ein Relieffragment mit den Resten eines vier-rädrigen Wagens, (16) der sofort an das berühmte Relief in Ma. Saal erinnert. Bei diesem handelt es sich mit Sicherheit nicht um einen Postwagen, sondern vielmehr etwas dem Sakralen zumindest Nahestehendes — eine Brautfahrt, wie H. Bulle⁸⁴⁾ es ansprechend gedeutet hat, eine Brautfahrt jedoch, die neben der Erinnerung an diesen schönsten Augenblick im Leben der Frau⁸⁵⁾ auch ihre letzte Fahrt ins Reich der Toten mit einbezieht. Die anderen Fragmente stammen alle von Grabsteinen. (17)

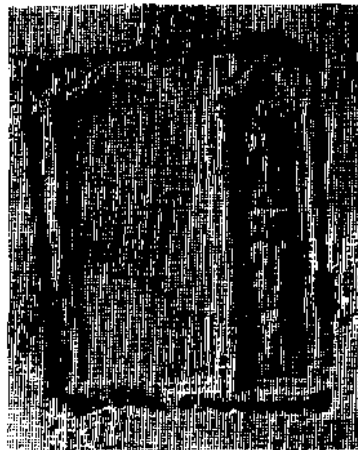
V Die spätantiken Funde

1) Die Föhburg

Was Millner zuerst suchte, war das Kastell, von dem Santonino⁸⁶⁾ spricht. So stieß er zunächst oberhalb der Wegschleife, die in den Hohlweg (18) führt, auf die Reste zweier mächtiger Tortürme⁸⁷⁾, (19, 20) von denen



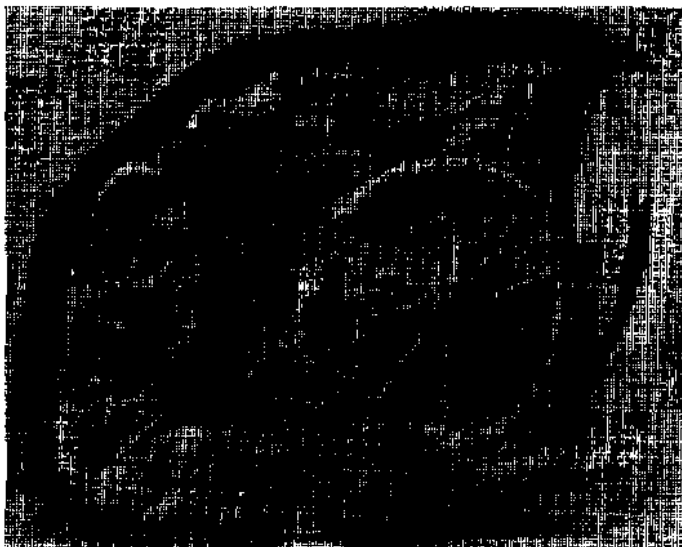
18 Das „Tür“ (Karwiese)

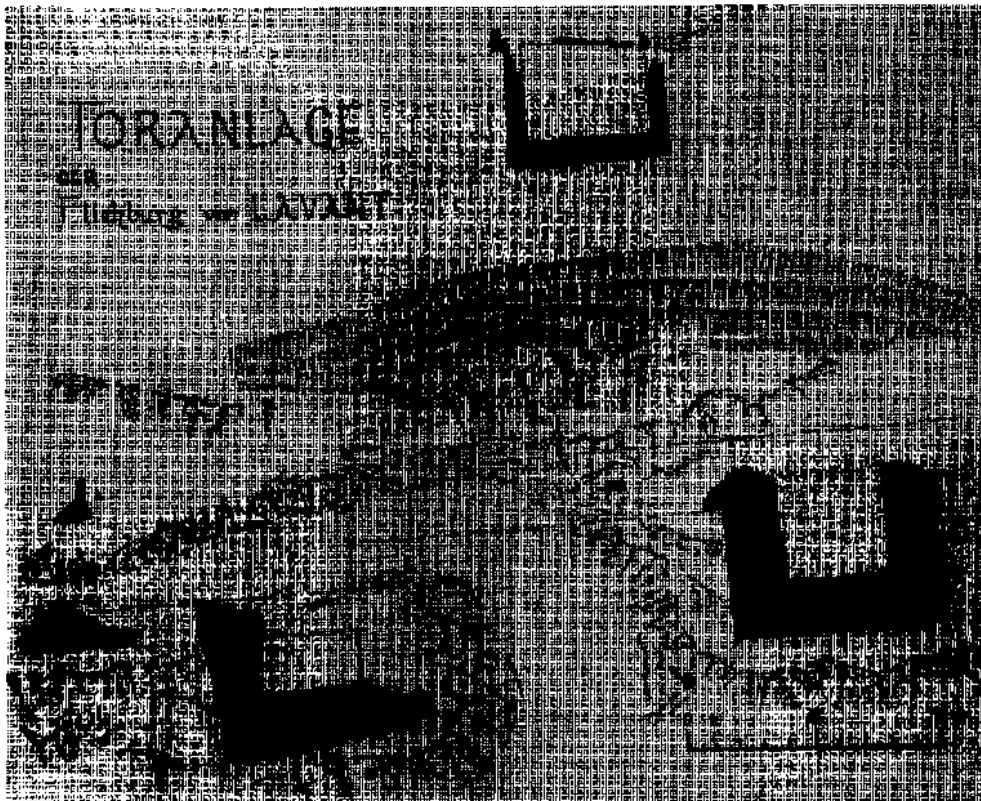


17 Eingemauerter Grabstein in St. Peter (ÖAI)



19 Weatlicher Torturm (ÖAI)
16 Eingemauertes Relief in St. Peter: Wagen (ÖAI)





20 Grundriß der Toranlage (ÖAI: Miltner)

aus er die zu erwartenden Ringmauern zu verfolgen begann; die Spuren dieses Gürtels, der den ganzen Hügel umspannt, sind jedoch gering, sie ließen sich oft bloß auf Grund der logischen Linie und bestimmter Geländeformen erkennen. Immerhin ermutigten sie Miltner schon 1948, eine Rekonstruktionsezeichnung anzufertigen⁸⁸⁾, wonach die Mauer den ganzen Kirchbühl umschloß; das ist freilich nicht unbedingt zwingend, da der gegen Süden in die Schlucht abfallende Teil schon von Natur aus bestens gesichert ist und kaum eine Schutzmauer benötigte. Die Mauerreste am östlichen Kap, dem Spitzkätele, und jene, die westlich neben der Peterskirche unterhalb der Fundamente des „Bergfrits“⁸⁹⁾ der ehemaligen Burg Trettenstein gefunden wurden, könnten daher sehr wohl als die beiden äußersten Endpunkte der Mauer gedeutet

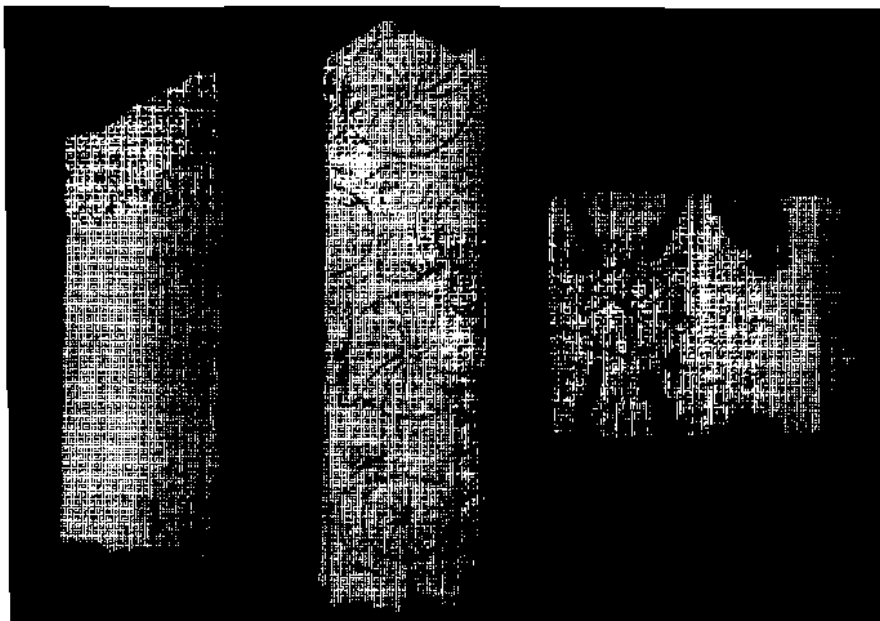
werden: Hier scheint sich je ein Turm befunden zu haben, von wo aus die Wachtposten ihre Blicke über das Drautal schweifen ließen. Östlich des Tores konnte Miltner vier an die Innenseite der Befestigungsmauer angebaute Räume ausgraben, die demnach wohl zur Funktion dieser Anlage gehörten; ebenfalls damit zu tun hatte wohl auch der rechteckige Bau gleich hinter dem Tor, der schon viel höher liegt und eine ausgesprochen strategische Position einnimmt.

Miltner schloß aus den Resten auf eine Doppelmauer, deren äußerer Ring ca. 2,00 m stark gewesen sei und tiefer als der innere gelegen habe⁹⁰⁾; dazwischen habe sich ein Wehgang befunden. Das erscheint freilich aufwendig und kann nicht ohne weiteres akzeptiert werden, wollte man nicht an die

ähnlich auffallende Machart der aus den Jahren um 100 n. Chr. stammenden Stadtmauer von Aguntum denken.

Man sieht, daß auch diese Anlage – die Miltner wie schon vor ihm Egger⁹¹⁾ eine spätantike Fließburg anspricht – Ansatzpunkte für Zweifel und Fragen enthält. Und so hat sich Wiesflecker vehement auf den Ausgräber geworfen⁹²⁾ und ihm die spätantike Burg zur spätmittelalterlichen gemacht; Abgesehen von historischen Argumenten⁹³⁾ hielt er sich vor allem an die Mauertechnik, die spezifisch mittelalterlich sei; aber gerade in diesem Punkt läßt sich überhaupt nichts Definitives sagen, denn das Kalksteinmaterial, das hier ja überall ansetzt, wurde zu allen Zeiten verwendet⁹⁴⁾, nur Mörtelanalysen wären eine reelle Grundlage. Zum andern tat Wiesflecker das Kleinfunde-Material einfach ab und bestritt teilweise dessen römische Antiquität; Aber gerade aus diesem haben sich echte Datierungselemente ergeben, da einige Stücke nicht irgendwo verstreut auf dem Hügel gefunden wurden, sondern in deutlichem Zusammenhang mit den Bauten; so gehören sie neben älteren Stücken, die bis in die Zeit um 100 n. Chr. zurückreichen, in der Hauptsache dem 4. und 5. Jh. n. Ch. an. Von Bedeutung sind eine Bronzemünze Kaiser Konstantins d. Gr. aus dem Jahre 306/7⁹⁵⁾, drei Fragmente von geschnitztem Bein, (21) darunter der Rest eines Zierkammes⁹⁶⁾, die alle in den an die Ringmauer angebauten Räumen gefunden wurden; Interessant ist eine Pfeilspitze aus einem der Tortürme⁹⁷⁾, die deutlich die Präsenz der Wachtposten verrät. Diese Gegenstände können archäologisch nun nicht einmal theoretisch schon vor Errichtung der betreffenden Bauten hierher gekommen sein, ebensowenig wurden sie später als Abfall hinein geschleppt; sie wurden einfach in diesen verloren!

Besonders aber Santonino schien Wiesflecker ein geeigneter Zeuge für die mittelalterliche Befestigung des Kirchbühls zu sein. Miltner⁹⁸⁾ hat dies schon richtig zurückgewiesen, wir wollen den Sachverhalt hier aber noch einmal vorlegen: Santoninos Notiz lautet „habet portam muro et tepidibus munitam paulo inter medium, qua obstructe inexpugnabilis redditur locus“, was Egger mit „Ein wenig vor der halben Höhe ist das Tor, durch Mauerwerk und Quader befestigt. Wenn es verammelt wird, ist der Ort uneinnehmbar“ übersetzt hat. Miltner hat schon darauf hingewiesen, daß hier nur von einem locus, nicht etwa einer arx oder einem castrum bzw. castellum (also einer Burg) die Rede ist, und daß man beim besten Willen nicht mehr aus der Stelle herauslesen könne: Santonino sah eben nur das zwar gesicherte Tor, aber es hatte wohl keine Flügel und erschien ihm – wie das auch heute noch zu ermöglichen wäre – leicht zu verbarrikadieren. Hätte der Reisende hier noch eine hoch aufragende Mauer⁹⁹⁾ gesehen, wäre seine Beschreibung dementsprechend deutlich ausgefallen. Der Kirchbühl ist von Natur so günstig geschützt, daß er selbst ohne Befestigungsmauer ein sicheres Refugium bildet, zu dem es nur einen Zugang, eben die porta, das „Tor“, gab; ob etwaige Angreifer nun mit oder ohne Feuerwaffen hinein wollten, mußten sie diesen schmalen Durchgang erst erkämpfen – und das war selbst mit Kanonen nicht einfach. So ist Santonino, den als Zeitgenossen derlei Überlegungen völlig klar waren, der beste Zeuge für das hohe Alter der Ringmauern, weil er diese eben nicht sah! Daß das späte Mittelalter sich die Situation, wohl auch mittels einer Neu-Adaptierung der Tortürme¹⁰⁰⁾, zunutze machte, wird damit keinesfalls widerlegt.



21 Befunde von der Befestigungsmauer (ÖAI)

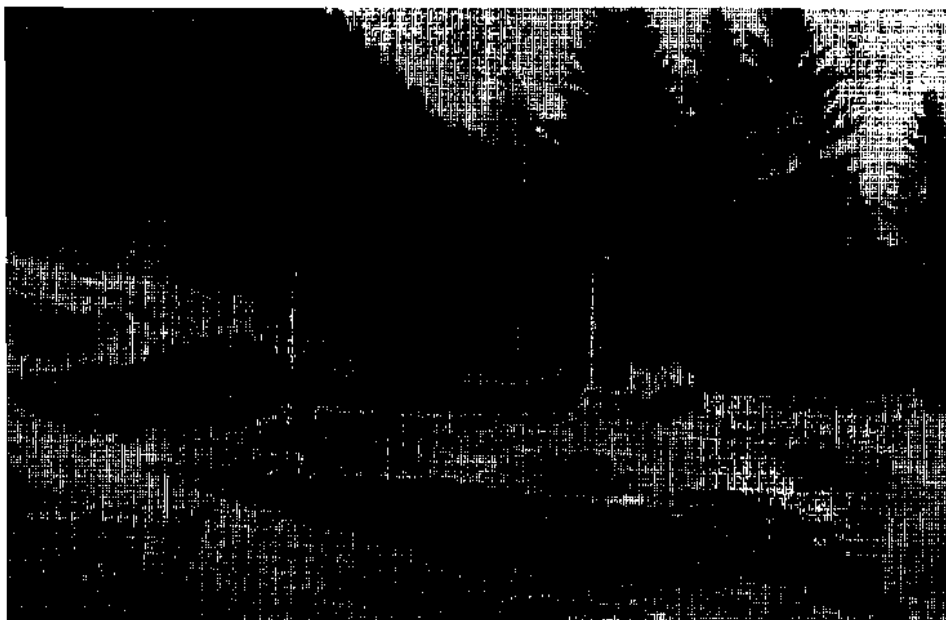
Sucht man nach Parallelen der spätantiken Fliehburg von Lavant, so braucht man sich nur in Kärnten umzusehen, wo Egger und nach ihm andere eine ganze Reihe solcher Plätze nachgewiesen haben¹⁹¹⁾. Hier ist zunächst der Hügel bei Dusi nahe Feistritz/D. zu nennen¹⁹²⁾, dessen zwar nicht doppelte Mauern dennoch denen von Lavant sehr ähneln, so besonders in der Lösung der Verbindung von Anbauten und Ring. Das gleiche gilt auch für die Befestigung auf dem Holschhügel nahe Thörl-Maglern¹⁹³⁾. Schließlich noch Teurnia, dessen Mauer wiederum den gleichen Ductus aufweist¹⁹⁴⁾. Bei all diesen Beispielen handelt es sich um großräumige Anlagen, deren Mauern bis an die Ränder des tragenden Hügels treten. Und nicht umsonst hat Egger – bevor noch der Spaten in die Erde gestoßen wurde – auf dem Kirchbichl von Lavant die antike Fliehburg erkannt, nachdem er die vergleichbaren Punkte in Kärnten untersucht hatte. So läßt sich auch von dieser Seite her die spätantike Befestigung Lavants untersuchen.

22 Ansicht der Bischofskirche von Südosten (ÖAI)

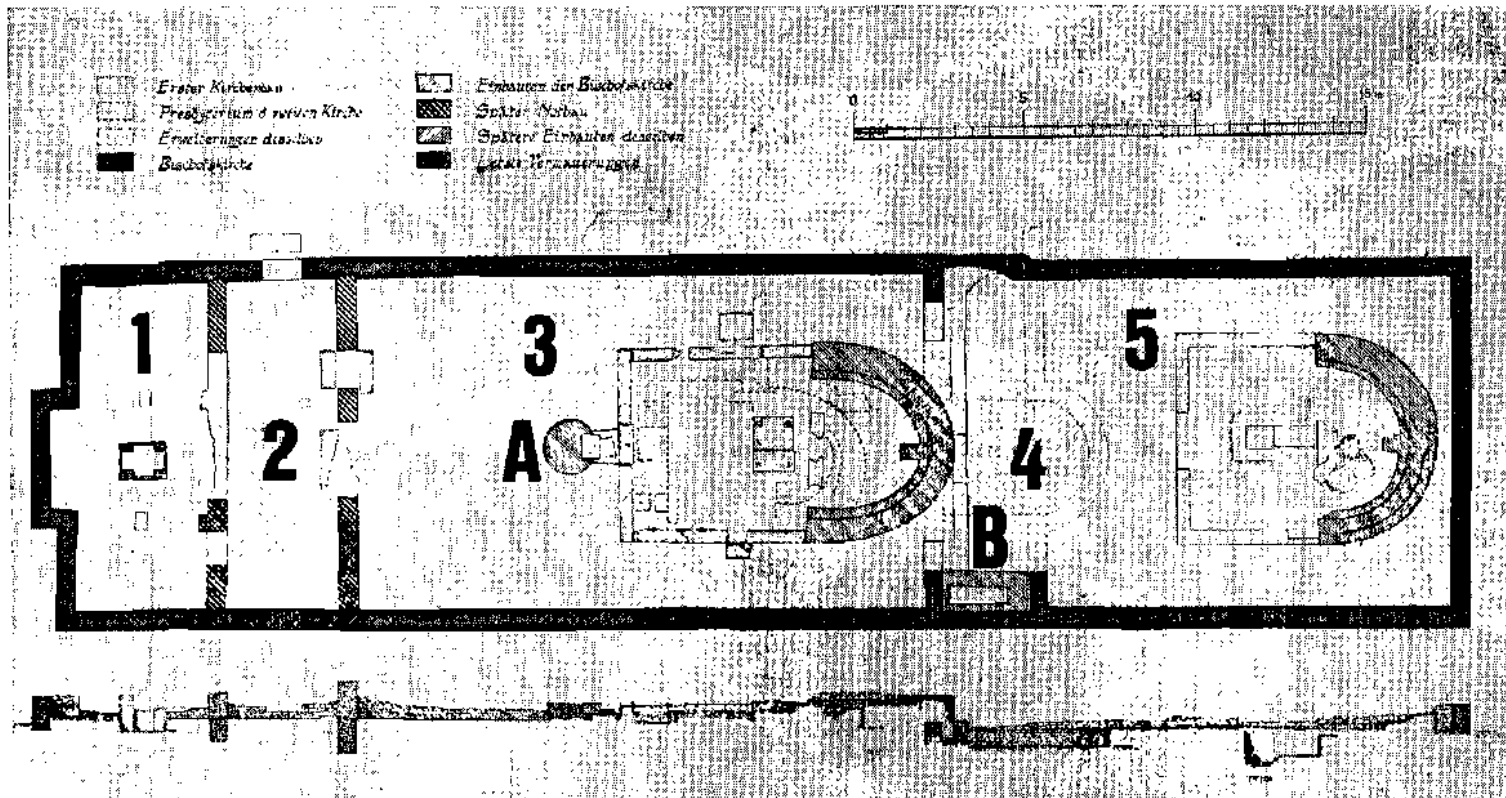


2) Die Bischofskirche

Im Innern der Anlage, also auf den verschiedenen Terrassen und Hängen, wurde eine Verbauung angetroffen, die auf dem Plan zwar nicht sehr dicht erscheint, aber doch einst sicher den Großteil der Hügelkuppe bedeckt hat: Vieles ist natürlich wegen der Steilheit des Geländes abgerutscht und nicht mehr nachzuweisen. Daher ist die Feststellung der Bedeutung und Bestimmung der meisten kleinen Bauten nicht sicher, doch dürfen wir auf der Linie zwischen St. Ulrich und dem Törl Wohnhäuser annehmen. Der Hauptbau des ganzen Kirchbichls liegt auf der Terrasse nordwestlich unterhalb St. Ulrich, zwischen den Höhenlinien 767 m und 770 m. Es ist dies eine relativ gut erhaltene frühchristliche Kirche, (22, 23, 24) an der deutlich mehrere Bauphasen zu erkennen sind¹⁹⁵⁾:



23 Ansicht der Bischofskirche von Osten 1988 (ÖAI)

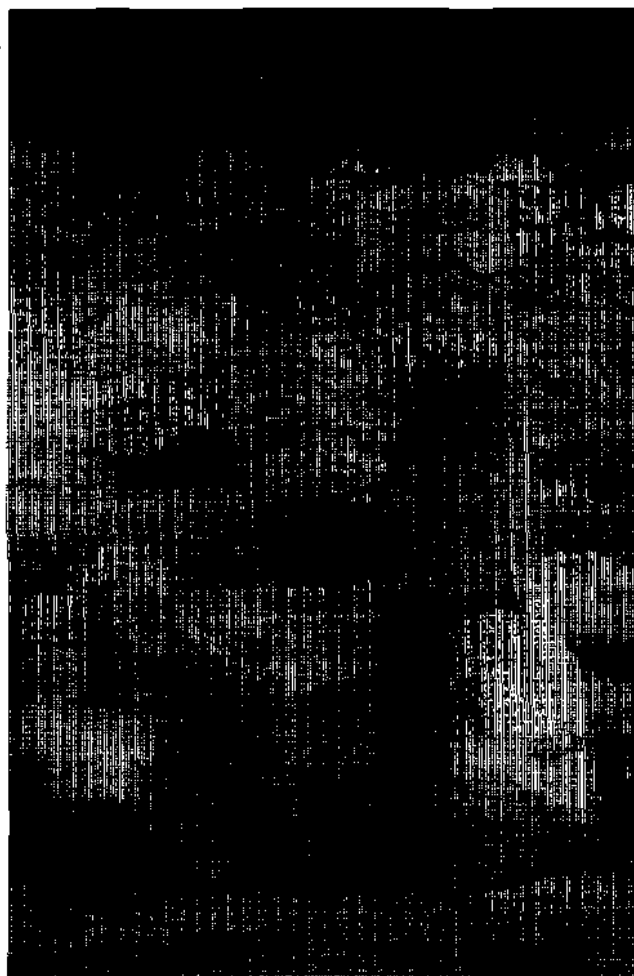


24 Grundriß der Bischofskirche: 1 = Baptisterium, 2 = Narthex, 3 = Gemeindefirche, 4 = ältester Bau, 5 = Memorialkirche, A = Ambo (Kanzel), B = Grabnische (ÖAI: Miltner)

Im Ostteil fallen zwei Halbrund auf, in denen die Priesterbänke eingebaut sind; dazwischen konnten die Reste einer älteren Apsis aufgedeckt werden, (24, 4) von der nicht a priori gesagt werden konnte, ob es sich dabei um ein kelto-romanisches oder ein frühchristliches Heiligtum handelt¹⁰⁶), da die Funde von hier keinerlei echtes Datierungsmittel enthielten¹⁰⁷): Dennoch dürfte auf Grund der Niveauverhältnisse und des Grundrisses sowie der Position zum übrigen, d. h. späteren Bau, sicher sein, daß die Apsis (zu der noch eine Priesterbank unter der westlichen Apsis zu rechnen wäre) die Reste eines Kirchenbeues darstellt¹⁰⁸).

Die relative Chronologie der gesamten Anlage enthält absolute große Probleme. Es kann daher noch immer keine endgültige Darstellung gegeben werden, denn hier muß noch einmal nachgegraben werden. Immerhin sei soviel allgemein festgestellt: Die Kirche wurde mehrere Male umgebaut, wobei den ersten Anstoß nicht ein Felssturz vom Steilhang unter St. Peter gebildet hat, sondern vielmehr das Wachsen der kultischen Bedeutung von Lavant und ihr Niedergang, was in der Vergrößerung des Bauwerkes, später aber in seiner Verkleinerung Niederschlag fand.

Alzinger hat nun zusammen mit E. Fossel¹⁰⁹) den Versuch gemacht, die bauliche Abfolge neu zu gliedern: (25) Dabei kam er zu dem Schluß, daß die 1. Phase doch in der Apsis zwischen den beiden Priesterbänken zu suchen sei; zu ihr gehöre das von Millner unter der westlichen Bank festgestellte Bema (Tribüne)¹¹⁰); Im Norden und Süden ist je ein Raum, eine Sakristei, angebaut. Der Grundriß ergibt also eine schmale, hufeisenförmige Apsis, vor der in einem Abstand und isoliert die Klerusbank liegt. Als beste Parallele ist die Kirche auf dem Ulrichsberg in Kärnten¹¹¹) anzuführen, die einen fast identischen Grundriß besitzt; aber auch die Kirche auf dem Holschhügel¹¹²) könnte – zumindest für die Kombination Apsis + Sakristeien – herangezogen werden. Dasselbe gilt für die Kirche auf dem Duell¹¹³). Möglich wäre aber auch noch eine andere Lösung: Vom nördlichen Ende der ältesten Priesterbank geht eine Mauer ab, die Millner¹¹⁴) für jünger als die Bank erklärte; aus dem ganzen schloß er auf das Presbyterium (Priesterraum) samt Erweiterung der 2. Kirchenphase. Fest steht nur, daß der Grundriß solcherart an jenen der Kirche in Laubendorf bei Spittal/D.¹¹⁵) erinnert, wo die Klerusbank in das Rund der Apsis eingebaut ist. Inwieweit hier nun tatsächlich zwei Perioden vorliegen, muß erst noch durch eine Nachgrabung untersucht wer-



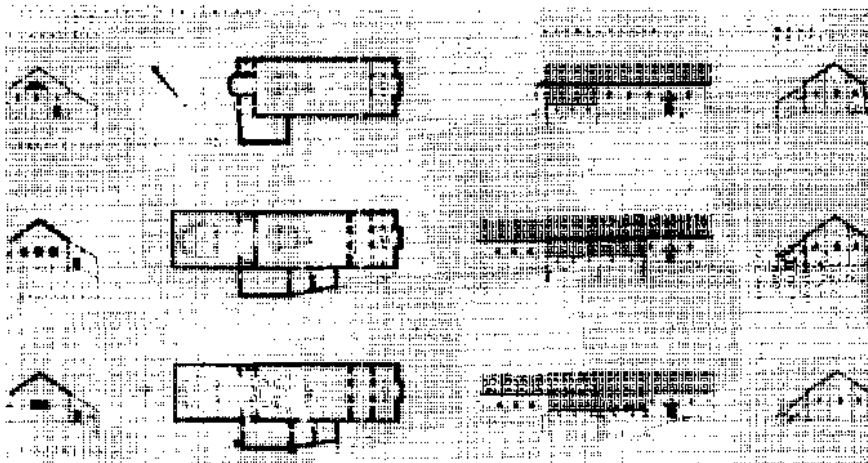
26 Bischofskirche, Baptisterium (ÖAI)

den; Immerhin könnte der Niveau-Unterschied zwischen der Apsis mit den Sakristeien und dem Bema so ausgelegt werden, daß erstere den ältesten Kirchenbau ohne Bema, letztere den zweiten mit Bema darstellt.

In der nächsten Phase wurde die Kirche nach Osten hin vergrößert: Spätestens jetzt verschwand die alte Apsis mit den Sakristeien, von denen nur die nördlichen in den neuen Bau einbezogen wurde. Die neue und größere Priesterbank im Osten erhielt nun auch den erhöhten Thron in der Mitte, der für den Bischof bestimmt war. Von nun an ist die Kirche auf dem Lavanter Hügel im Range einer Bischofskirche. Vor der Bank wurde ein Becken angelegt, das aber nicht als Baptisterium (Taufbecken), sondern vielmehr als Memoria, als Reliquenschrein, anzusprechen ist¹¹⁶). Davon abgese-

hen, hatte die Kirche bereits ein Taufbecken, (26) und zwar im Westen: es ist in einem offensichtlich eigens dafür geschaffenen Raum gesetzt worden, wie der Erker in der Kirchenmauer beweist; an dieser Stelle waren keinerlei Baufugen festzustellen, so daß Alzinger das Baptisterium schon der 1. Phase zuwies. Damit wäre die frühchristliche Anlage auf dem Kirchbühl von Anbeginn eine Taufkapelle gewesen, aus der sich langsam eine Bischofskirche entwickelte. Das letzte Wort ist freilich noch nicht gesprochen, weitere Untersuchungen an den Fundamenten und Schnitte quer durch einzelnen Räume stehen hier noch aus.

Ob in dieser Phase das ältere Bema im Osten noch sichtbar war, d. h. neben dem jüngeren mit dem Bischofsthron in Funktion stand, ist ebenfalls noch nicht sicher zu entscheiden; die Niveau-Verhältnisse (das Ostteil der Kirche liegt allgemein tiefer als der Westteil) können dafür nicht herangezogen werden. Aus dem Befund an sich kann auch nicht erschlossen werden, ob die dritte Priesterbank (wieder mit Thron), die über der ältesten errichtet wurde, gleichzeitig mit der zweiten bestand: Millner hatte die Abfolge so erklärt, daß nämlich ein Felssturz die Ostseite beschädigt bzw. zerstört habe, wonach dieser Teil aufgegeben worden sei; daraufhin habe man die Kirche wieder verkürzt und über dem ältesten Bema eine neue erbaut. Das kann nun wohl kaum zutreffen, da hinter der neuen Klerusbank keine Wand den – nach Millner desolaten – Osttrakt abschloß. So scheint hier doch eine Gleichzeitigkeit vorzuliegen, die auch verständlich wird, wenn man den Begriff der „Kirchen-Familie“ auch für Lavant anwendet: Ein gutes Beispiel dafür liefert der Hemmeberg im Jauntal, wo eine Gemeindegkirche, ein Konsignatorium (Firm-Kapelle) und ein Baptisterium als drei einzelne Bauten ein Ensemble bil-



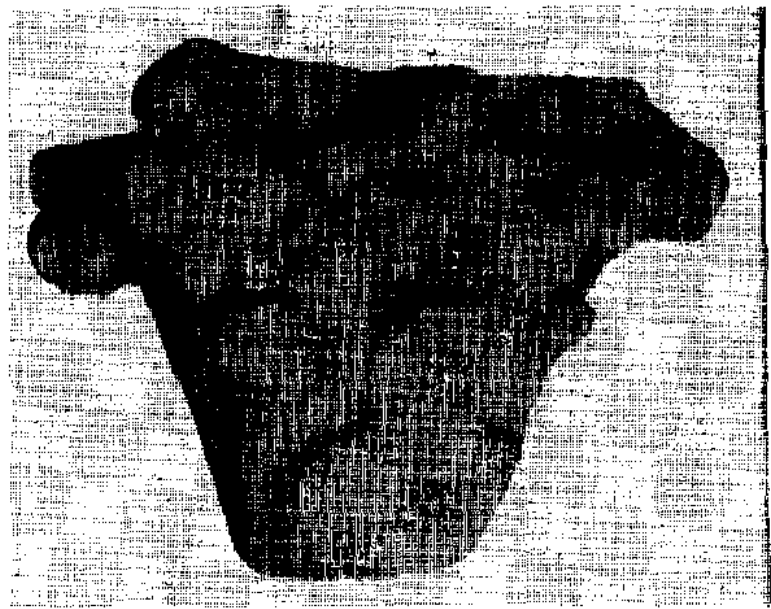
25 Bischofskirche, rekonstruierte Grundrisse und Ansichten (ÖAI: Alzinger-Fossel)

den 117). In Lavant wäre diese „Familie“ eben in einem Bauwerk vereinigt 118). Soll wann hier aber eine derartige „Zwillingskirche“ bestand, ist wiederum nicht a priori zu beantworten, doch könnte dies schon vor der Errichtung der dritten Priesterbank der Fall gewesen sein.

Zugleich mit dieser – möglicherweise aber auch schon vorher – wurde östlich vor dem Altar der Ambo (Kanzel) errichtet, der den mittleren Teil des ganzen Komplexes demnach als die Gemeindegkirche zu erkennen gibt.

Aus dem Bisherigen ist also vorläufig folgende Baugeschichte abzuleiten: Phase I = Apsis mit Sakristeien; Phase Ia (?) = Priesterbank 119). Taufbecken und Ambo dürften ebenfalls zu I bzw. Ia gehören. Phase II = Anbau der Memoriaikirche mit dem Synthronon (Klerusbank); diese Phase könnte schon als „Zwillingskirche“ gestaltet gewesen sein. Phase III = Errichtung einer neuen Priesterbank über der ältesten; (28) jetzt kann wirklich von einer „Kirchen-Familie“ gesprochen werden. Die Frage der einzelnen Ein- und Zugänge läßt sich im allgemeinen leichter beantworten: Ursprünglich konnte man im Westteil, etwas östlich des Baptisteriums, sowohl von Norden als auch von Süden die Kirche betreten; die Türen zu den Sakristeien der Phase I befanden sich wohl neben der Apsis. In der Phase II konnte die Memoriaikirche durch die Mauer östlich des ältesten Bemas betreten werden, in der Phase III war diese Mauer aber dem dritten Bema gewichen, wodurch die Verbindung zum Ostteil zwar nicht völlig versperrt, aber doch stark eingeschränkt wurde; daher nahm Alzinger einen Zugang über die Sakristei (die im Norden aus der älteren entstanden und vergrößert worden war) an. Im Westteil wurde zu einem unbekanntem Zeitpunkt der südliche Eingang vermauert. Dafür entstand – vielleicht in der Phase II – östlich vor dem Baptisterium ein separater Eingangsraum, ein Narthex, der mittels dreier Türen mit dem Laienraum verbunden war.

In der Phase II wurde am Westende der Memoriaikirche an beiden Seiten je eine Grabkammer eingebaut 120), deren südliche erhalten geblieben ist, während die nördliche später (in Phase III) vermutlich einer Türe weichen mußte. Miltner fand in der Südkammer das Skelett eines 60- bis 70-jährigen Mannes, wohl eines der frühen Kleriker von Lavant,



28 Bischofskirche, frühes korinthisches Kapitell (ÖAI)

der hier wegen seiner Bedeutung bestattet worden war.

Wie ist es nun mit der absoluten Chronologie bestellt? – Miltner schien die Architektur der Kirche ein geeignetes Mittel zur Datierung 121); So setzte er sie – was die frühesten Stücke betrifft – in die Zeit um 500 n. Chr. Alzinger hat aber klargestellt, daß vieles davon, insbesondere die Kapitelle, (28) schon aus der Wende vom 1. zum 2. Jh. n. Chr. stammt 122); Welchem Bau diese Stücke ursprünglich angehörten, kann freilich nicht gesagt werden, es wäre aber möglich, daß sie Teile des alten Tempels sind 123). Deher können für die Datierung der ersten Phasen der Bischofskirche nur die Kleinfunde und der Vergleich mit ähnlichen Anlagen Geltung haben, die uns allgemein in die zweite Hälfte des 4. Jhs. weisen.

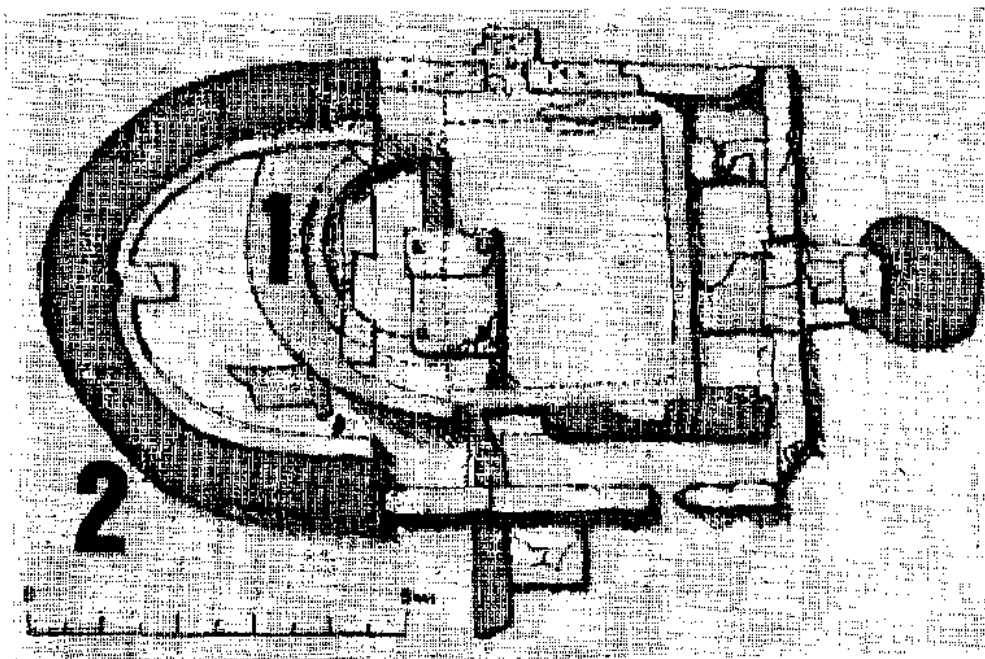
Hinter, also südlich der Bischofskirche, kamen weitere Bauten zum Vorschein 124), die wohl in Zusammenhang mit dieser zu deuten sind: Vielleicht waren es Wohnhäuser für die Diakone. Ein anderer Wohnbau liegt vor dem Westende der Kirche 125), offenbar durch Um-

bau aus einer älteren Grabkapelle entstanden 126). Besonders wichtig ist aber die Anlage westlich der Ulrichskirche 127), deren erste Phase Miltner als Priesterhaus deutete: Sie dürfte gleichaltrig mit dem ältesten Kirchenbau in Lavant sein; die zweite Phase sah Miltner als Episkopium, also als Bischofsresidenz, an. Auch unter St. Peter, über dem Mauergürtel, glaubte Miltner eine frühchristlichen Bau nachweisen zu können 128); Die diesbezüglichen Mauerreste scheinen mir jedoch viel mehr von der ersten gotischen Kapelle zu stammen 129).

Das Kleinfunde-Material, das in all diesen Bauten (außer unter St. Peter) aus der Erde kam, erbrachte die einzigen brauchbaren Hinweise für die Datierung: Soweit es wirklich mit der Bischofskirche und deren Nebenbauten in Zusammenhang steht, deutet es nicht nur auf das 4. Jh., sondern vor allem auf die Wende vom 4. zum 5. Jh. n. Chr. hin 130), wobei natürlich auch ältere Stücke vorkommen wie etwa eine Bronzemünze des Kaisers Gallienus aus dem Jahre 267 131). Einige Sämereien, die südlich der Kirche gefunden wurden, konnten in des 5. bis 6. Jh. n. Chr. datiert werden 132) und ergänzen somit den übrigen Befund. Aus allem ergibt sich, daß Flahburg und Kirche in der gleichen Zeit entstanden sind. Wie kam es nun dazu?

3) Die Entstehung der Anlage

War der Kirchblech in der vorrömischen und in der klassisch-römischen Zeit eindeutig ein heiliger Berg mit einem Friedhof und einem Heiligtum, so änderte sich seine Bestimmung im 4. Jh. n. Chr. entscheidend: Aus dieser Spätzeit sind keine römischen Funde mehr nachzuweisen, dafür aber erscheint der erste christliche Bau, die Urzelle der Bischofskirche. Dieser geht natürlich die Einführung des Christentums voraus, mit dem ja seit Konstantin d. Gr. zu rechnen ist 133); zugleich aber muß Lavant als heidnisches Kultzentrum starke Einbußen erfahren haben: Dann nur eine Cäsar konnte den Einzug der Christen gerade an diesem Ort ermöglichen. Freilich hat die junge und immer mehr erstarkende Religion Lavant schon aus dem Grunde nicht einfach beiseite legen lassen dürfen, weil dieser alte Kultplatz seine Anziehungskraft nicht verloren hatte; der Kampf mit dem Heidentum zwang also zur christlichen „Okkupation“ des Hügels 134), dessen große nichtchristliche Bedeutung allein schon aus dieser Tatsache erhellt. Eine Zerstörung der heidni-



27 Bischofskirche, älteste (1) und letzte (2) Priesterbank (ÖAI: Miltner)

schen Anlagen — soweit eine solche nicht schon von selbst infolge der klimatischen Einflüsse eingetreten war — blieb anfänglich noch aus, zu ihr kam es erst gegen Ende des 4. Jhs., als mit dem generellen Verbot der nichtchristlichen Kulte durch kaiserliche Edikte vom Jahre 391¹³⁵⁾ der Sturm auf die Tempel begann. Ob die Kirche nun vielleicht schon vor diesem Datum auf dem Kirchbühl errichtet wurde, kann aus dem Fundmaterial selbst nicht erschlossen werden, die Platzwahl könnte jedoch — so z. B. nach Alzinger¹³⁶⁾ — darauf hinweisen, daß der Tempel auf der Spitze des Hügels noch stand, wenngleich wohl nicht mehr in Betrieb war (Eine solche Überlegung wäre übrigens als weitere Stütze für die Annahme des Tempels auf der Kuppe anzusehen!); andererseits mag für den Bauplatz auch ein eher profaner Grund ausschlaggebend gewesen sein, nämlich der, daß die größere Fläche auf der Terrasse westlich unter St. Ulrich günstiger erschien als der enge Raum um St. Peter.

4) Die historischen Grundlagen

Während nun Lavant das christliche Stigma immer stärker aufgedrückt erhielt, trat plötzlich ein ganz neues und andersartiges Interesse hinzu, das ausschließlich der Lage und Gestalt des Kirchbühls galt: Im 4. Jh. n. Chr. war die allgemeine Lage immer unsicherer geworden, und dies nicht nur an den Grenzen des Reiches, sondern auch im Hinterland; hier waren es zunächst keine fremden Invasoren, die die Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzten, sondern Marodeure wie z. B. entlassene Soldaten, die keine Pension mehr erhielten, und vertriebene Kleinbauern, die sich nun gemeinsam als Straßenräuber betätigten und die ungeschützten Orte überfielen. Gegen sie entstanden nun überall, vom Rhein bis zur Drau, Fliehburgen an sicheren Stellen, obgleich dies eigentlich verboten war: Doch ein Gesetz vom Jahre 391¹³⁷⁾ sanktionierte den paramilitärischen Zustand. In dieser Zeit wird auch spätestens die Befestigungsanlage von Lavant geschaffen worden sein¹³⁸⁾, entweder noch als zivile Maßnahme der Bevölkerung des unmittelbaren Aguntiner Raumes oder schon als staatliche Verfügung. Daß es sich dabei nicht um bloße Sicherung der Kirche gehandelt haben kann, beweist schon die Größe des ummauerten Areals, das immerhin eine Fläche von etwa 2,7 Hektar bedeckt: Hier konnten viele Menschen mit ihrem Hab und Gut Platz finden. Freilich war diese Fliehburg — wie auch viele andere — ursprünglich nur als Ausweich- und nicht als Daueriedlung gedacht. Die Frage, durch wen sie erbaut und dann verfallen wurde, ist sicher einfach zu beantworten, denn Eigentümer kann nur die Gemeinde Aguntum — wahrscheinlich im Verein mit der dortigen kirchlichen Verwaltung — gewesen sein. Die Entfernung zwischen Aguntum und Lavant (ein Weg von mindestens 4 km) darf jedenfalls nicht als Gegenargument verwendet werden, auch wenn es klar ist, daß die Fliehburg nur dann ihren Sinn erfüllen konnte, wenn ein anrückender Feind mittels der Signalkette¹³⁹⁾ rechtzeitig „angemeldet“ worden war. Das war jedoch im entscheidenden Augenblick, nämlich im Jahre 408 n. Chr. nicht der Fall, als Aguntum plötzlich — offenbar ohne Vorwarnung — von Barbaren überfallen und vernichtet wurde, ohne daß sich die Bewohner vorher in Sicherheit gebracht hätten¹⁴⁰⁾.

Nach dieser Katastrophe wurde Aguntum praktisch verlassen, in den Ruinen wurden jedenfalls nur noch ein paar notdürftige Unterkünfte eingerichtet¹⁴¹⁾; wohin die Mehrzahl der trotz allem sicher zahlreich überlebenden Aguntiner aber zog, ist im einzelnen nicht genau zu eruieren. Immerhin gibt es mehrere

Plätze, die in der näheren Umgebung der Stadt deren Restbevölkerung (aber auch Leute vom freien Land) aufgenommen haben können: Im Westen bot sich einmal der Hügel Breitegg in Nußdorf an¹⁴²⁾, doch fehlen dort bisher jegliche Anzeichen einer spätantiken Besiedlung (eine mittelalterliche Burgstelle ist hier aber immerhin nachzuweisen¹⁴³⁾; der Hügel von Schloß Bruck käme wegen seiner Position am Eingang ins Tal der Isel in Frage, aber auch hier fehlen die entsprechenden Funde¹⁴⁴⁾, ohne diese ist bestenfalls ein — freilich günstiger — Signalposten anzunehmen. Patrasdorf, das immerhin eine Reihe römischer Spuren und eine frühchristliche Kirche aufweist¹⁴⁵⁾, liegt zwar erhöht, aber nicht allzu günstig für die Anlage einer wirklich sicheren Fliehburg¹⁴⁶⁾. Im Osten mag Wallenstein zwar tatsächlich auf Romanisches, also Reströmisches zurückgehen¹⁴⁷⁾, doch wird sich ursprünglich auch hier nur ein Signalposten befunden haben; der Hügel in Dölsach, auf dem St. Marien steht, gehört ebenfalls zu den denkbaren Punkten, aber auch er ist wie die anderen genannten viel zu klein, um mehr Menschen Platz zu bieten, auch sind von hier keinerlei Funde bekannt. So bleibt schließlich nur noch ein Punkt in der Umgebung von Aguntum, den als Fliehburg auszubauen sich wirklich lohnte, nämlich Lavant; die übrigen Hügel mögen zwar kleinere Gruppen aufgenommen haben, aber nirgendwo sonst waren der Verhältnisse idealer: Denn am Fuße des Kirchbühls, wo vielleicht schon früher die begüterten Aguntiner sich ihre Sommervillen errichtet hatten, vermochte sich nun eine neue Siedlung zu entfalten, deren Einwohner sich jederzeit in den Schutz ihrer Burg begeben konnten.

Der Bischof von Aguntum¹⁴⁸⁾, dessen Sitz sich innerhalb der Stadt befunden haben muß¹⁴⁹⁾, war nach der Zerstörung gezwungen, sich nach einem neuen Platz umzusehen, der vor allem sicher sein mußte, kam doch der Seelsorge gerade in diesen schweren Zeiten eine besondere Bedeutung zu; überdies war die Kirche nun zur einzigen Organisation geworden, die auf Grund ihrer Struktur in der Lage war, so etwas wie eine kommunale Ordnung zu schaffen und zu erhalten, denn das Reich bestand zwar noch, in den entlegenen Teilen funktionierte sein Apparat aber nicht mehr. Der Lavanter Kirch-

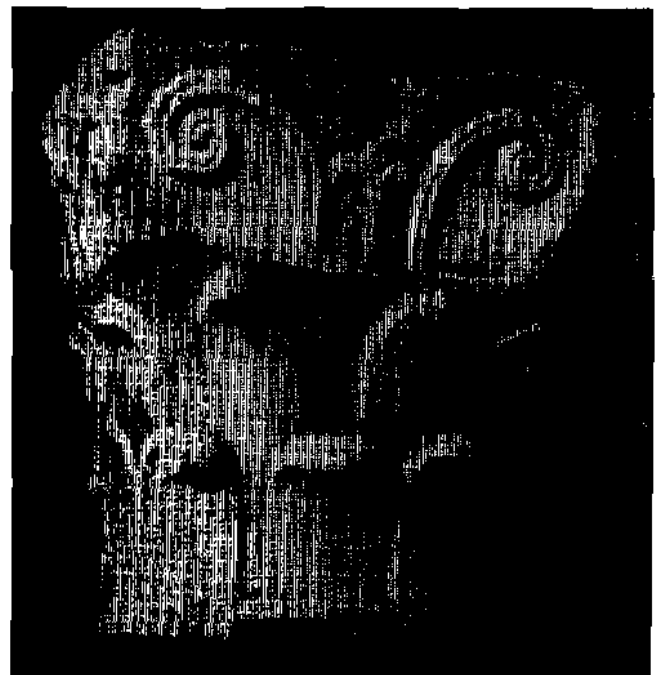
büch mit seinem Mauerring war natürlich schon längst für den Fall einer Katastrophe als der ideale Punkt für eine Verlegung der Bischofsresidenz ins Auge gefaßt worden, und aus der dortigen Kirche wurde spätestens jetzt, im Jahre 408 n. Chr., eine Bischofskirche gemacht. Freilich ist es irrig, wenn behauptet wird, die ganze Fliehburg sei für den Blechhof errichtet worden, dieser nahm hier nur seinen wenngleich prominenten Platz ein. Mit der Verlegung war aber auch noch etwas anderes erreicht: Hätte der heidnische Kult auf dem Hügel dem Christentum schon vorher weichen müssen, so war der Triumph jetzt vollständig, von der Höhe herab kam der christliche Segen nun aus bischöflicher Hand, das Tal beschützend, ein Gesichtspunkt, der in der Wahl von Lavant sicherlich nicht übersehen wurde.

VI Die nachantiken und frühmittelalterlichen Funde

1) Die Blechotkirche

Die Blechotkirche überdauerte die Antika um einige hundert Jahre. Das ist einmal aus den Bauphasen ersichtlich, zum andern aber besonders aus den späten Architekturstücken: Zwei Kapitelle und eine Basis aus dem Baptisterium stammen etwa aus der zweiten Hälfte des 7. Jhs.¹⁵⁰⁾. (29) Die Endphase des Bauwerkes wird durch weitere Umbauten im Westteil charakterisiert, die offensichtlich auf den baulichen Verfall der Memorial- und Gemeindeglieder folgten; d. h. also, daß die Kirche kleiner wurde¹⁵¹⁾. Einen zeitlichen Anhalt ermöglichte ein weiteres Kapitell, (30) das Mittner als vorkarolingisch, also in das 8. Jh. gehörend, ansprach¹⁵²⁾. Dennoch muß die Lavanter Kirche ihre Bedeutung nicht verloren haben. Auf jeden Fall gab es in dem Restbau — der nur noch aus dem Baptisterium und dem ehemaligen Narthex bestand — keine Priesterbank mehr, woraus sich ein weiteres Datierungselement ableiten läßt: Denn während der zelebrierende Priester in der Frühzeit gewöhnlich mit dem Rücken zur Klerusbank und dem Gesicht zur Menge stand, änderte sich dies im 8. Jh. — der Priester stand nun mit dem Rücken zur Gemeinde, dem Altar zugekehrt¹⁵³⁾.

29 Bischofskirche, Kapitell des 7. Jhs. n. Chr. (ÖAI)





30 Bischofskirche
vorkarolin-
gisches Kapitell
(ÖAI)

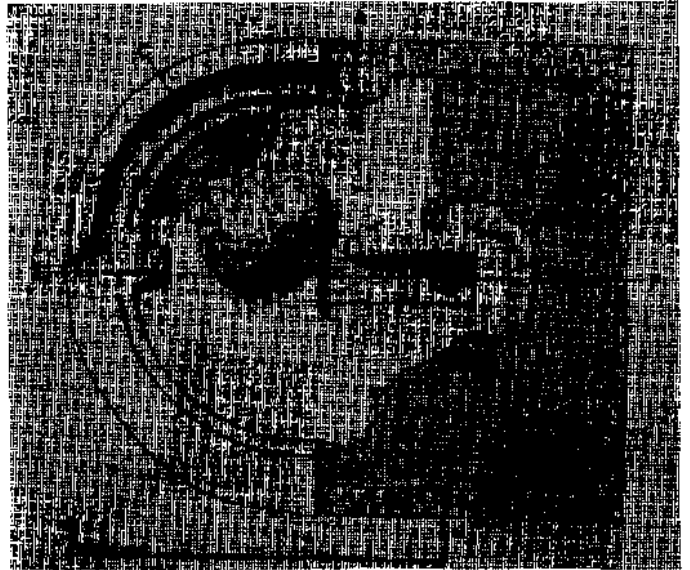
2) Der „Felssturz“

Über die möglichen Ursachen der einzelnen Phasen in der Baugeschichte der Lavanter Bischofskirche werde ich unten im historischen Teil (VII) einiges herauszuarbeiten versuchen. Hier soll nur ein Komplex behandelt werden, der historisch zwar irrelevant, aber dennoch interessant ist, nämlich das Phänomen des „Felssturzes“: Vor dem südlichen Ende des Bemas, neben dem Reliquienschrein der Memorialkirche, liegt ein großer, mehrere Tonnen schwerer Felsblock, (31, 32) dessen Existenz Miltner¹⁵⁴⁾ durch einen Felssturz vom Steilhang südlich der Kirche erklärte; aus diesem Grund sei auch dieser Teil aufgegeben worden, und die dritte Priesterbank als Ersatz für die zweite errichtet worden. Dagegen spricht aber zunächst ein zweiter Felsblock im Innern der Memorialkirche. Ein mutmaßlicher Felsrutsch kann nun freilich auch nur einen einzigen Block absprenge, der den Hang abwärts rollt und vielleicht sogar springt; dieser kann weiters mit einem mächtigen Satz die Wand der Kirche durchschlagen und ins Innere stürzen. Dabei aber muß er auf Grund seiner leicht vorstellbaren Wucht einigen Schaden anrichten: Einen solchen sah Miltner in der just an dieser Stelle eingedrückten Priesterbank. Nun würde aber ein Block dieser Größe eine

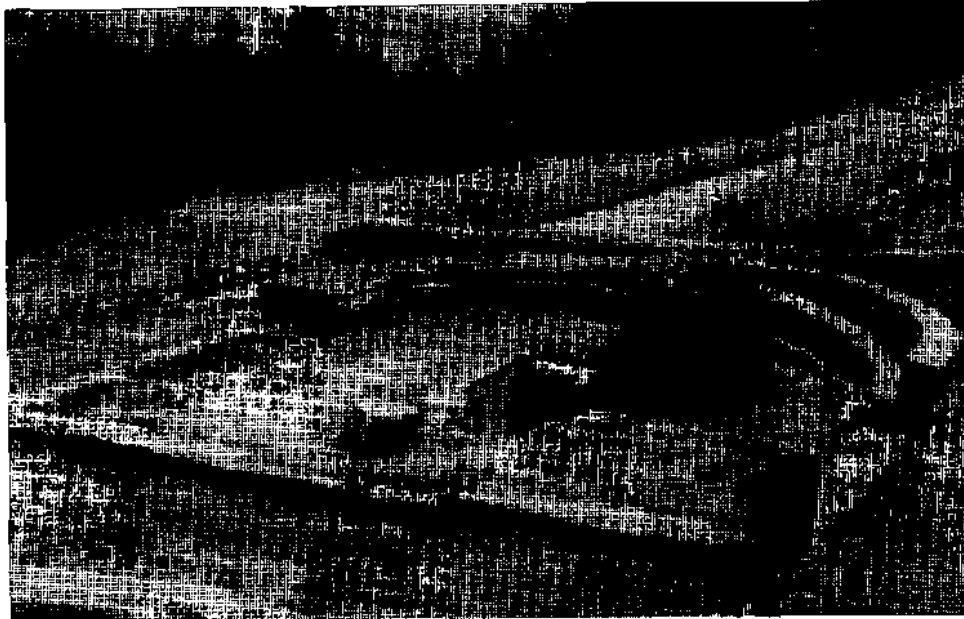
zwar gemauerte, jedoch nicht tief fundamentierte Bank an der Aufschlagestelle nicht bloß eindrücken, sondern völlig zerstören und zermalmen; dies ist aber nicht der Fall¹⁵⁵⁾, die

Bank ist hier bloß – eben wegen schlechter Fundamentierung – abgesunken. Zudem wäre zumindest die südliche Wand des Schreines verdrückt worden, aber auch in diesem Fall zeigt sich keine derartige Wirkung. Und schließlich liegt der Fels nicht etwa im Boden, sondern auf diesem. Aus all dem folgt klar, daß der Klotz nicht später – Miltner spricht von der Zeit um 600 n. Chr. – hierher stürzte oder rollte oder sprang, sondern schon vorher an seinem Platze lag bzw. an diesen befördert wurde. So unverständlich dies auch sein mag, könnte es dafür eine schlagende Erklärung geben:

Aus dem gallischen Bereich ist der Stein- kuit hinlänglich bekannt¹⁵⁶⁾, er geht auf die prähistorischen Menhirs zurück; er führte z. B. dazu, daß ein ganzer Tempel um einen solchen heiligen Stein gebaut wurde¹⁵⁷⁾. Das frühe Christentum – aber in vielen Fällen auch die spätere Kirche – hat derlei Dinge nicht einfach mißachten und annullieren können, sondern ummantelte sie mit dem eigenen Kult¹⁵⁸⁾. In diesem Sinne wäre es nun ohne weiteres möglich, daß der Lavanter Felsblock ebenfalls ein alter heidnischer Menhir ist, der zuerst außerhalb der Kirche liegen blieb und sozusagen in ihrem Banne stand, später aber in diese mit einbezogen wurde; daß man sich dabei etwas Besonderes gedacht haben muß, ist selbstverständlich, denn es wäre sicher ein Leichtes gewesen,



32 Bischofskirche,
Grundriß der
Priesterbank der
Memorialkirche
mit Felsblock und
Reliquienschrein
(ÖAI: Miltner)



31 Bischofskirche, Felsblock In der Memorialkirche (ÖAI)

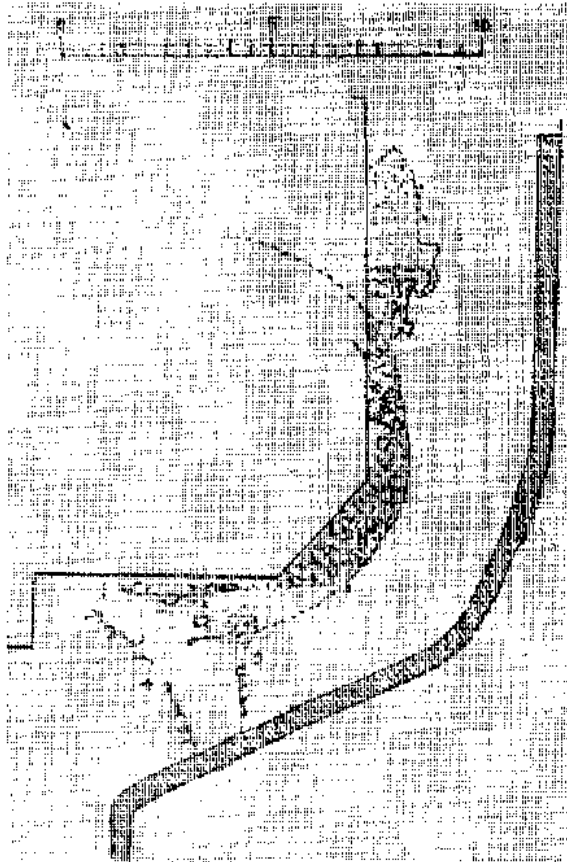
den Klotz fortzurollen. Nur zur endgültigen „Entschärfung“ aber hat man ihn sicher nicht in seiner Position belassen oder sogar in diese gebracht, die im Bereich der Priesterbank und des Schreines zwar nicht gerade hindernd, aber doch störend erscheint. Es muß sich hier also um mehr handeln, mehr als eine bloße „Christianisierung“ eines alten heidnischen Steingötzen: um was es dabei aber geht, entzieht sich vorläufig unserer Kenntnis, dann selbst die Parallelen¹⁵⁹⁾ helfen uns nur bedingt weiter. Hier könnte aber ein – freilich äußerst vager – Gedanke artikuliert werden, wonach die Lavanter Christen in selbstverständlicher Kenntnis des Christuswortes: „Auf diesem Felsen werde ich meine Kirche bauen“¹⁶⁰⁾ den Felsen vor ihrer Kirche in diesem Sinn auf Petrus bezogen hätten, womit hier auf ein uraltes Petrus-Patrozinium geschlossen werden könnte; seine Fortsetzung hätte es dann in der Peter- und-Paul-Kirche auf der Spitze des Kirchbichls gefunden¹⁶¹⁾. Aber auch ein anderes könnte gemeint sein: Nach Paulus ist Christus nach dem Vorbild des Felsens in der Wüste, aus dem Moses das Wasser schlug, ein Fels, aus dem das „geistliche“ Wasser floß¹⁶²⁾; von hier ist der Schritt zum Wasser der Taufe

nicht mehr weit¹⁶³). Damit aber den Reliquienschein vor dem Lavanter Felsblock nun doch als Taufbecken erklären zu wollen, würde zu weit führen; denn selbst wenn es eine uralte Überlieferung zu diesem Stein gegeben hätte, wonach Wasser aus ihm tropfte¹⁶⁴, hätte man den Komplex wohl doch nicht so genau „übersetzt“. Andererseits ist zu beachten, daß von offizieller Seite bis ins hohe Mittelalter hinein immer wieder gegen solchen Aberglauben gewettert wurde¹⁶⁵. Es soll hier freilich keine Entscheidung getroffen werden, ob und was an dieser Deutung des Felsblockes richtig ist, ich wollte nur eine Möglichkeit aufzeigen und zur Diskussion stellen. Vielleicht ist damit ein Anstoß gegeben, der vor allem die betreffenden Wissenschaften auf den Plan rufen könnte. Es darf auch nicht übersehen werden, daß vor dem Ambo im Gemeindegirchenteil ein zweiter Felsblock liegt, der viel kleiner ist als der andere und daher nach einem Sturz leicht wieder fortgeschafft hätte werden können. Auch in diesem Fall ist eine absichtliche Deponierung oder Belassung wahrscheinlich.

Die Auffassung der ehemals großen und imposanten Bischofskirche, die schließlich nur noch aus zwei kleinen Räumen mit Taufbecken und Versammlungsraum bestehend und eine Fläche von etwa 70 m² einnahm, war archäologisch bisher nicht zu erfassen, sie wird aber spätestens bei der Gründung eines neuen Kirchenbauens, etwa auf der Kuppe oder an der Stelle von St. Ulrich, erfolgt sein.

3) St. Ulrich

Miltner meinte nachweisen zu können¹⁶⁶, daß der heutigen Pfarrkirche (33) zwei ältere Kirchen, eine romanische und eine gotische, vorausgingen: (34) Die Apsis des romanischen Baues liegt nach ihm unter dem Chor von St. Ulrich, knapp neben dem Stellabfall in die Schlucht; darüber sei der $\frac{3}{4}$ -Schluß des go-



34 Mauern unter dem Chor von St. Ulrich (ÖAI: Miltner)

tischen Chores errichtet. Die Ausgrabung förderte keinerlei datierende Funde zutage, so daß aus den bloßgelegten Mauern nicht viel herausgelesen werden kann. Für die Annahme einer romanischen Gründung kann nur eine etwas umstrittene Überlieferung herangezogen werden¹⁶⁷: Danach soll Papst

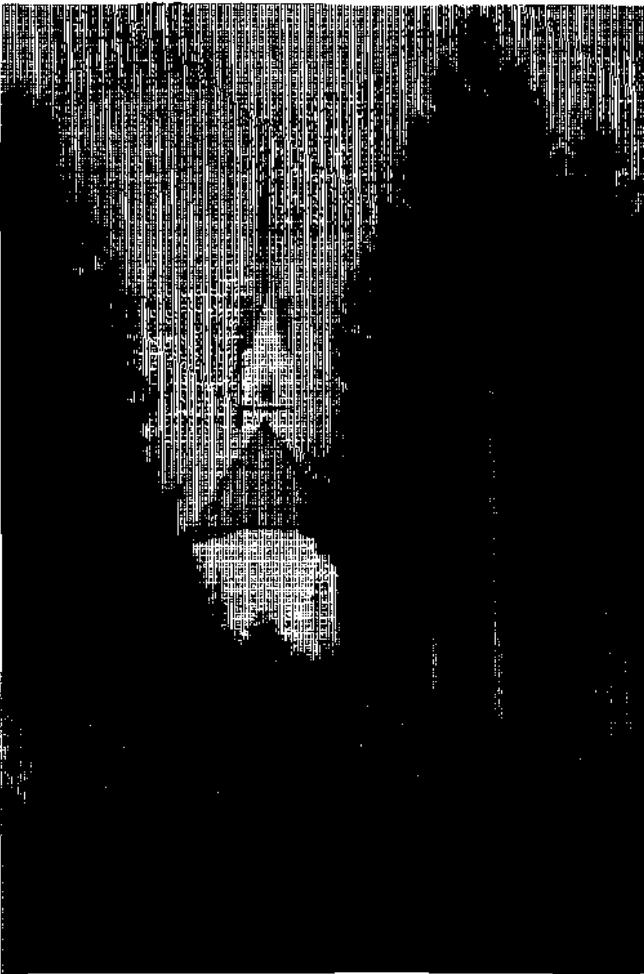
Leo IV. (847-855), der freilich Rom niemals verlassen hat, die Kirche St. Ulrich geweiht haben; Miltner modifizierte dies¹⁶⁸ durch den Gedanken, daß hier eine Weihe vorliege, die freilich auf Umwegen und sekundär doch mit dem genannten Papst als einem besonderen Förderer des Marienkultes zusammenhänge. So schalt also zumindest theoretisch das späte 9. Jh. als Gründungszeit der ersten Kirche unter St. Ulrich in Frage zu kommen, wozu noch zu rechnen wäre, daß Santonino¹⁶⁹ die Pfarrkirche als *vetustissima* = uralt bezeichnete, wenngleich man ihm auch unterstellen möchte, daß er dies wegen der Leo-IV.-Tradition tat. Nicht zu vergessen ist aber, daß die erste Nennung von Levant kurz vor 1100 erfolgte¹⁷⁰, was für die Pfarrkirche einen wertvollen terminus ante quem abgibt, der - wie wir weiter unten (XI 1) sehen werden - tatsächlich jedoch nicht viel jünger ist als diese¹⁷¹.

4) St. Peter

Miltner glaubte auch unter St. Peter (35) einen romanischen Vorläufer gefunden zu haben¹⁷², doch scheint das Fundament aus einem Guß und gotisch zu sein: Was Miltner als Apsisrund ansah, kann nur das Fundament des $\frac{3}{4}$ -Schlusses sein, das freilich sehr unregelmäßig und verwirrend ist¹⁷³ (vgl. Abb. 9). Die Murrreste, die direkt über dem Mauergerüst liegen, sind als ältester Kapellenbau an dieser Stelle anzusprechen: Es handelt sich dabei um eine Apsis, die Miltner als frühchristlich bezeichnete¹⁷⁴. Dagegen sprechen nun zwei Dinge: zum einen ist es auffällig, daß der Chor von St. Peter genau diesem Halbbrund (wenn auch etwas nach Osten versetzt) entspricht, dem Baumeister bzw. dem Bauherrn von St. Peter also offensichtlich als Vorbild diente, zum anderen aber, daß der vorspringende Teil etwa in der Mitte dieser Apsis den Pfeilerfundamenten der gotischen Ecksäulen derart ähnelt, daß es sich um gar nichts anderes als eben Dasselbe handeln kann¹⁷⁵. Im übrigen wurden hier auch gar keine Funde gemacht, die eine Datierung erlaubt hätten. Für Miltner schien



33 St. Ulrich von Südwesten (ÖAI)



35 St. Peter
von Nordoslen (GAI)

festzustehen, daß diese Kapelle nicht allein auf der Kuppe stand, sondern Teil einer Anlage war, zu der auch ein im Westen befindlicher Turm gehörte, den er als mittelalterlichen Bergfried ansah¹⁷⁶); weitere dazugehörige Mauern wurden im Hang nördlich der Kirche freigelegt¹⁷⁷). Nun ist die Existenz der Burg Troltenstein an dieser Stelle eine unbestreitbare Tatsache, daß St. Peter jedoch als deren Burgkapelle diente, ist auch aus dem Grunde abzulehnen, als hier doch mit dem eigentlichen Bergfried – der andere ist in Wirklichkeit der Pallas – gerechnet werden muß.

Wir befinden uns nun bereits im hohen Mittelalter, könnten die archäologische Darstellung Lavants also spätestens jetzt beendigen, die Komplexität der Anlagen auf dem Kirchbichl zwingt uns aber, auch hier nicht stehenzubleiben, da gerade aus dem Mittelalter die besten Rückschlüsse auf die Spätantike und ihre unmittelbare Folgezeit gezogen werden können. Bevor wir aber fortsetzen, wollen wir noch einmal weit zurückgreifen:

VII Die historische Entwicklung Osttirols vom Jahre 406 n. Chr. bis ins hohe Mittelalter

Die Zerstörung Aguntums im Jahre 406 n. Chr.¹⁷⁸) bedeutete eine folgenschwere Cäsar, die in eine Umstrukturierung der Siedlungsform im Lienzer Becken ausmündete. Der Bischof zog sich nach Lavant als einem sicheren Stützpunkt zurück, von wo aus er die übrigen Gemeinden betreute. Damit tat er nichts anderes als seine Kollegen in anderen Gegenden, die ebenfalls von der Völkerwanderung in Mitteldanschaft gezogen worden waren: er wurde zum *episcopus in castellis*¹⁷⁹), zum Bischof in den Burgen, als welcher er geistliche und weltliche Macht seines Bezirkes auf sich ver-

einigte; ihm unterstanden *universa diocesis suae castella*¹⁸⁰), also alle Fliehburgen innerhalb seiner Diözese. In Osttirol ist bisher nur Patriasdorf bekannt geworden – das ich aber immer noch nicht als echtes *castellum*, sondern eher als befestigte Kirche ansehe; ob ähnliche Punkte auch anderswo, z. B. im Matreier Becken, wo St. Nikola auffällt, überhaupt möglich waren, sei dahingestellt, die relative Sicherheit der Nebentäler der Drau mag hier freilich eine andere Entwicklung gefördert haben.

Das Leben ging also weiter, und für mehrere Jahrzehnte blieb alles ruhig, wenn wir von einem allgemein für Noricum im Jahre 431/2 bezeugten Steueraufstand absehen wollen, dessen Auswirkung auf Osttirol in keiner Weise nachgewiesen werden kann und auch innerlich unwahrscheinlich ist. Dann plötzlich, im Jahre 452, kamen Hunnen plündernd das Pustertal herab¹⁸¹) und zerstörten diejenigen Ortschaften, die sie ungeschützt fanden; es ist sicher, daß sie die befestigten Punkte wie Lavant ungeschoren ließen, weil sie für zeit- und kräfteaubende Belagerungen keinen Sinn mehr hatten¹⁸²). Der Spuk dauerte nur kurz, die Erinnerung an ihn aber blieb für lange Zeit bestehen.

Die nächste Invasionsmacht, die bis ins Lienzer Becken vorgestoßen sein dürfte, waren die Ostgoten, die im Jahre 472(?) Teurnia belagerten und sicher auch weiter nach Westen vorgedrungen sind¹⁸³); aber auch sie haben Lavant nicht eingenommen, wenn sie es gleichwohl zernütern haben dürften, wie aus dem Umstand hervorgehen mag, daß dieser Ort in der severinischen Hilfsaktion zugunsten der bedrohten Romanen an der Donau nicht erwähnt wird¹⁸⁴).

Die Ostgoten zogen bald ab, und nach ihnen gerieten die Alpenprovinzen in den Macht-

bereich des Odowaker, der von 476 bis 493 über Italien herrschte. Der Skire bemühte sich um die Erhaltung der Donaugrenze, die jedoch 488 aufgegeben werden mußte; die inneralpinen Gebiete dürften davon jedenfalls nicht viel gemerkt haben, für sie ging alles in der gewohnten „Selbständigkeit“ weiter.

Nach dem Mordmord an Odowaker errichtete Theoderich d. Gr. sein großes Reich in Italien, dessen Nordgrenze mehr oder minder die Linie der Karawanken und Karnischen Alpen bildete¹⁸⁵). So blieben zumindest die entlegeneren Gebiete des ehemaligen Noricum weiter sich selbst überlassen, was sie im Grunde schon seit dem Beginn des 6. Jhs. waren; ob des Lienzer Beckens damals ebenfalls unberührt blieb, ist nicht leicht zu erweisen, die viel südlicher gelegenen Grenzsperrungen dieser Zeit sprechen aber dafür¹⁸⁶).

Der allmähliche Zusammenbruch des ostgotischen Reiches nach dem Tode Theoderichs im Jahre 526 brachte dann neue Kräfte auf den Plan, und so kam es, daß die Expansion des Frankenreiches unter Theudebert I. in den 30-er Jahren des 6. Jhs. nach dem Süden zielte: Der Vorstoß nach Venetien führte zwar 539 zu einem fränkischen Erfolg, doch konnte Oberitalien in der Folge nur bis um 555 gehalten werden¹⁸⁷), wobei natürlich bloß von einer fränkischen Oberhoheit, nicht aber einer kompletten Durchdringung des Gebietes die Rede sein kann, denn Ostgoten und Byzantiner waren ja weiterhin in Italien präsent und aktiv. Daß in jener Zeit auch das gesamte ehemalige Noricum in die Hand der Merowinger fiel, wird zwar allgemein angenommen, muß aber bei einer kritischen Sichtung des Quellenmaterials eher in Frage gestellt werden¹⁸⁸), wenngleich es wahrscheinlich ist, daß ab und zu Franken auch durch das Drautal gezogen sein mögen: Nachdem Theudebert 535 die Gebiete neben der Donau bis nach Pannonien unter seine „Kontrolle“ gebracht hatte¹⁸⁹), wandte er sich nämlich erst nach Italien, wobei die westlichen Alpenpässe die Verbindungslinien zwischen dem Frankenreich und Venetien bildeten; die Gebiete von Osttirol, Kärnten und Steiromark lagen abseits und waren damals auch aus strategischen Gründen nicht sonderlich interessant, sie zu besetzen hätte einen viel zu großen Aufwand gekostet. Schon aus diesem Grunde erscheinen Übergriffe auf die Kirchen von Virunum, Teurnia und Aguntum wenig wahrscheinlich, da sie viel zu weit entfernt lagen; auch die Flucht des Bischofs Vitalls von Altinum (nahe Venedig) ausgerechnet nach Aguntum „ins Reich der Franken“ erscheint unlogisch¹⁹⁰). So dürfte Osttirol auch während dieser Epoche keinen neuen „Herren“ erhalten haben, sondern weiter in seiner Abgeschlossenheit verblieben sein.

Der byzantinische Feldherr Narses hatte 555 dem ostgotischen Reich den Todesstoß versetzt, und seinem Druck mußten nun auch die Franken 562/3 weichen, die sich zum Schluß nur noch in Brescia und Verona hielten¹⁹¹). Der zum Patricius avancierte Narses ordnete die Verhältnisse in Italien daraufhin und restaurierte die Städte „ad pristinum decorem“¹⁹²), d. h. im Sinn der Justinianischen Reconquista, die sich bemühte, die alten römischen Provinzen wiederherzustellen. L. M. Hartmann¹⁹³) und nach ihm Egger haben daraus auf eine Zugehörigkeit Noricums zum oströmischen Reich geschlossen, doch ist dies sehr unwahrscheinlich: In der Quelle ist nur von Italien die Rede, und selbst die Einbeziehung des Drautales allein war sicher so uninteressant wie vorher¹⁹⁴). So blieb unser Gebiet also wohl weiterhin sich selbst überlassen.

Im Jahre 565 verließ ein gewisser Venantius Fortunatus, der später Bischof von Poitiers werden sollte, seine venetische Heimat, um nach Mainz zu ziehen: Dabei wandte er sich aber nicht durch das Etschtal, nahm also nicht die alte Römerstraße Via Claudia Augusta über Bozen und das Reschen-Scheideck, sondern reiste den Taglimento aufwärts über Osoppo zum Plöckenpaß, ins Drusental über Aguntum, und entlang der Rienz zum Brenner¹⁹²; Venantius hatte sich zuhause bei den Byzantinern offenbar unbeliebt gemacht und wollte sich nun unter fränkischen Schutz stellen¹⁹³. Obgleich seine Reiseroute absichtlich sein kann, wird man nicht allzu viel hineininterpretieren dürfen¹⁹⁷, nur soviel mag zutreffen, daß nämlich Venantius seinen Weg doshalb so gewählt hat, weil er auf diesem in geringerem Maße bzw. überhaupt nicht auf Byzantiner stoßen würde. Somit wäre daraus ein weiterer Anhaltspunkt für das oben Gesagte gewonnen, daß nämlich des Drautal nicht mehr zur byzantinischen Sphäre gehörte.

Venantius hat seine Reise in einem Gedicht beschrieben, wobei er allerdings rückläufig vorging¹⁹⁸: In den Versen 649–50 erwähnt er auch Aguntum; die Stelle ist zwar hinlänglich bekannt und auch oft genug beschrieben worden, soll hier aber noch einmal in Erinnerung gerufen werden:

pér Dravum itur iler
quá se castélla supinant
hic montána sédus
In colle superbil Auuntus

Längs der Drau geht der Weg,
an dem sich Kastelle emporziehn,
hier als Bergstadt sitzt
auf dem Bichl das stolze Aguntum.

Während die Übersetzung keinerlei Schwierigkeiten bereitet, enthält die Interpretation dieses Hexameters zumindest ein Scheinproblem: Entgegen Mittner¹⁹⁹, der die Stelle ohne weiteres auf Lavant bezog, will Alzinger²⁰⁰ die alte Siedlung darin erkennen; auch ich habe das so gesehen, indem ich argumentierte, daß Aguntum – was nach unserem Wissen auch immer wahrscheinlicher wird – zumindest im Westen sich um einige Meter über den Talboden erhob²⁰¹: In Wirklichkeit kann es sich aber trotzdem nur um einen von Osten her sanft ansteigenden Schotterkegel gehandelt haben, der auf der Strecke Dölsach–Stadttor nur einen Höhenunterschied von ca. 3 m erreichte, innerhalb der Stadt zwar etwas mehr anstieg, um an der Linie des heutigen Debantbaches noch stärker abzufallen, während das Nord-Süd-Gefälle des Stadthügels insgesamt nicht mehr als 10 m betragen haben kann. Des Aguntum, das Venantius sah und in dem er wohl auch Gastfreundschaft fand, kann aber nicht die alte Stadt gewesen sein: denn diese war ja nach der zweiten und endgültigen Zerstörung durch die Hunnen verlassen worden; außerdem vermöchte man beim besten Willen die Beschreibung *mentána* und *in colle* – selbst wenn man dichterische Übertreibung annehmen wollte – auf Aguntum anzuwenden; nicht zuletzt aber fanden die wenige Jahrzehnte später anrückenden Slawen den Namen der Ruinenstadt offensichtlich schon nicht mehr vor, sondern nannten die Städte einfach „Gegend der Walchen“²⁰². Aus all dem folgt, daß nicht das alte, sondern das „neue“ Aguntum, eben Lavant, den Pilger beeindruckt hatte; zugleich bedeutet dies aber auch, daß Lavant Aguntum bzw. Auuntus hieß, auf welches Phänomen wir jedoch erst später (unter X) eingehen werden. Die *castélla* des Venantius waren jene Bischofsburgen, die schon seit dem 4. bzw. 5. Jh. die letzten Zentren romanischen Lebens gewor-

den waren, und an die sich nicht nur jeder Reisende, sondern vor allem Männer klerikaler Bedeutung hielten: Hier wurden sie aufgenommen und beharrert.

Konnte für Osttirol mit einiger Wahrscheinlichkeit ab dem Jahre 406 n. Chr. eine mit nur wenigen Ausnahmen ruhige Zeit angenommen werden, so könnte sich die Lage in der zweiten Hälfte des 6. Jhs. geändert haben: Im Jahre 568/9 drangen die aus Pannonien kommenden Langobarden in Italien ein, wo sie ein neues Germanenreich errichteten; im Gefolge dieser Invasion wurde wohl auch das Drautal durchzogen, ob dabei aber der Oberlauf berührt wurde, muß dahingestellt bleiben. Auch ist durch nichts erwiesen, ob der Südtail des ehemaligen Noricum – vielleicht abgesehen von Südkärnten – wirklich unter langobardische Botmäßigkeit geriet. In Lavant kann für diese Zeit jedenfalls keine Zerstörung oder sonstige Einwirkung nachgewiesen werden.

In die leer gewordenen Sitze der Langobarden in Pannonien drängten nun die Awaren, die slawische Stämme teilweise vor sich hertrieben, teilweise aber schon unterworfen hatten. Bald war Südost-Noricum in ihrer Hand, von wo aus sie Plünderungszüge nach dem Westen unternahmen: Auf diese Zeit dürfte der Sagenkomplex um Schloß Helfens nahe Sillian, ja der Name dieser Burg selbst, zurückgehen²⁰³. Wiederum zeigt Lavant einen negativen Befund, was nur so ausgelegt werden kann, daß es unberührt blieb oder – genauer gesagt – einfach uneinnehmbar war. Wie lange Awaren, und mit diesen wohl auch Slawen, die Gegend von Helfens unsicher machten, ist nur ungefähr zu erschließen: wahrscheinlich wichen sie vor den gegen Ende des 6. Jh. von Westen her vordringenden Bayern zurück.

Diese dritte Macht in unserem Gebiet, durch Heirat mit den Langobarden in guten Beziehungen, hatte über den Brenner hinausgegriffen²⁰⁴ und trachtete in der Folge nach neuen Eroberungen im Osten. In einem ständigen Hin-und-Her wechselten die Erfolge, die einmal die Awaren oder Slawen, zum anderen die Bayern für sich buchen konnten: Die Kämpfe spielten sich alle im Drautal ab und zogen sich mindestens bis Teurnia. Diese Stadt bzw. ihr Gebiet dürfte denn auch eine gewisse Rolle gespielt haben, denn die jüngsten Ausgrabungen²⁰⁵ deckten ein offensichtlich bairisches Gräberfeld auf; damit hängt wohl die Notiz bei Paulus Diaconus²⁰⁶ zum Jahre 592 zusammen, wonach die Bayern einen erfolgreichen Kriegszug in *Slavorum provincia*, also in den Gebieten der Slawen, unternommen hätten. Bald danach gab es allerdings einen Rückschlag, und die Bayern mußten eine schwere Niederlage einstecken²⁰⁷; diese scheint zur Folge gehabt zu haben, daß sie sich hinter des Kärntner (Tiroler) Tor nach Westen zurückzogen, und sich hier – zumindest vorübergehend – die alte natürliche Grenze neu bildete. Von weiteren Kämpfen wissen wir für das Jahr 610, als die Slawen wieder nach Westen vorstießen²⁰⁸: „Nach dem damaligen Tod des Bayernfürsten Tassilo wurde sein Sohn Garibald in Aguntum von den Slawen besiegt, und die Gebiete der Bayern wurden geplündert. Sowie jedoch die Bayern ihre Kräfte wieder gesammelt hatten, jagten sie den Feinden ihre Beute ab und vertrieben sie aus ihrem Gebiet“. Daraus geht ganz eindeutig hervor, daß Aguntum damals den Bayern gehörte: Damit kann nun freilich nicht die alte Siedlung gemeint sein, sondern nur ihr Gebiet, also das Lienzener Becken; auch eine Zerstörung der Stadt kann nicht angenommen werden, denn sie war ja bereits eine Ruinenstätte, und Lavant wird sicher getretet haben (aber selbstverständlich wurde es von den Bayern kontrolliert). So vermoch-

ten die Bayern also noch einmal die Entwicklung aufzuhalten und das Drautal bis zum Kärntner Tor zu behaupten.

Wie lange sie sich aber so weit östlich hielten, meldet uns keine Chronik. Möglicherweise führte das im Jahre 626 durch Samo gegründete Slawenreich dazu, daß sich auch im Westen ein neuer Expansionstrieb regte, und sich die Alpenlawen, die Karantanen, weiter draufwärts schoben. Jedenfalls ist nach einer Urkunde vom Jahre 769 das Gebiet östlich des Baches vom „Anzaser Berg“²⁰⁹ slawisch. Somit gehörte das Lienzener Becken und mit ihm Lavant wohl schon im 7. Jh. zum karantanischen Gebiet: Ob die Slawen hier jedoch eine echte Oberhoheit bildeten, ist eher zu bezweifeln, waren sie doch in erster Linie Bauern; auch zeigen die in Höhenlage nachweisbaren romanischen Ortsnamen an, daß die neuen „Herren“ sich kaum um diese gekümmert haben, sondern ihre Siedlungen in den jetzt freien und auch günstigeren Talniederungen gründeten. In Lavant z. B. ist kein Riß im Kontinuum zu erkennen, sondern im Gegenteil neue bauliche Tätigkeit nachzuweisen²¹⁰; daraus kann nur geschlossen werden, daß die Slawen – allen anderen Meinungen zum Trotz – doch nicht als wilde Barbaren auftraten und auch nicht die christliche Religionsausübung unterbanden. Und schließlich sind sie nach 610 wohl nicht mit neuerlichem Waffengerassel in Osttirol eingedrungen, sondern eher friedlich eingesickert. Dennoch war der Zusammenhang mit den alten Zentren, so vor allem mit Aquileia abgerissen, weshalb man damals die norischen Kirchensprengel als verloren betrachtete.

Die im 7. Jh. einsetzende neue Missionierung durch irisch-schottische Mönche führte zur Gründung kirchlicher Stützpunkte, von wo aus die Alpengebiete neu christianisiert werden sollten: Ein wichtiges Zentrum wurde so in Salzburg geschaffen, das seine Missionäre zu den Alpenlawen schickte. Vorher war aber noch die kirchliche Organisation Bayerns durch Bonifatius vollendet worden. Für die Entwicklung in Karantanen war entscheidend, daß die Slawen – neuerlich von den Awaren bedroht – sich vor der Mitte des 8. Jhs. den Bayern unterwarfen, um durch diese geschützt zu werden. In jener Zeit schickte Bischof Virgilius von Salzburg den Bischof Modestus zu einer regelrechten Missions-Expedition zu den Karantanen aus, um hier neue Gemeinden zu gründen²¹¹: Von Lavant ist dabei nicht die Rede. Dies wird aber verständlich, wenn man bedenkt, daß hier einmal der christliche Faden nie gelassen war, und daß auch Aquileia sich die günstige Entwicklung der Dinge zunutze machte und seinerseits Missionäre in die ehemaligen Nordsprengel seiner Diözese sandte; selbstverständlich beanspruchte es dabei Virunum, Teurnia und Aguntum, doch waren ihm in den beiden ersteren die Salzburger zuvorgekommen. Das führte schließlich zu Streitigkeiten, die jedoch im Jahre 811 durch Karl d. Gr. geschlichtet wurden: Von nun an bildete die Drau die Grenze zwischen dem Erzbistum Salzburg und dem Patriarchat Aquileia²¹².

Im Zuge dieser kirchlichen *Renovatio* kam nicht nur neues Leben in die alten Gemeinden, sondern die Traditionen wurden wlederweckt. In Lavant, das nicht so wie z. B. Teurnia neu belebt werden mußte und in diesem Sinn wohl als eine echte romanische Enklave in slawischem Gebiet zu bezeichnen ist, gab es einen nahtlosen Übergang: Freilich war die Bischofskirche in all den Jahren von Wind und Wetter angegriffen worden, so daß das ehemals prächtige Gebäude und mit ihm der gesamte Kirchbichl schon längst nicht mehr so stolz wie einst über dem Tale prangten; so war – wie wir schon oben gesehen haben – nur noch soviel von der Kirche in

Verwendung, wie unbedingt benötigt wurde; die bauliche Veränderung bzw. Verkleinerung auf den Westteil wird durch ein vorkarolingisches Kapitell angezeigt²¹³).

Die Draugrenze wurde bis auf eine Ausnahme eingehalten: In Patriasdorf griff Aquileia über sie hinweg. Dies geschah aber nicht deshalb, weil hier die alte Bischofskirche von Aguntum gelegen hatte – wie Wiesflecker es will²¹⁴ –, sondern weil die hiesige Kirche von Anbeginn zum direkten Bereich von Lavant gehört hatte; daß eine Besonderheit vorlag, geht schon deutlich aus dem Namen *villa Patriarche* = „Dorf des Patriarchen“ (Patriarchesdorf, daher auch die Betonung Patriásdorf)²¹⁵ hervor, der bezeugt, daß man von diesen alten Verhältnissen hier nichts mehr wußte. Denn wenn sich auch Lavant selbst über die Zellen hin behaupten konnte, so vermochte es in der Epoche ab der zweiten Hälfte des 6. Jhs. wohl kaum noch seinen Kirchensprengel im alten Sinn zu betreuen, woraus folgt, daß seine Filialkirchen entweder ein selbständiges Leben fristeten oder aber – was wahrscheinlicher ist – aufgelassen worden waren, wie dies auch für Patriasdorf anzunehmen ist. Aquileia konnte daher nur mittels diesbezüglicher Urkunden auf seine alten Rechte pochen.

Die Niederrichtung des Langobardenreiches und die erfolgreichen Kriegszüge gegen die Awaren durch Karl d. Gr. am Ende des 8. Jhs. brachten die Konsolidierung der Verhältnisse: Die Einrichtung der Grenzmarken ergab eine neue politische Verwaltung, die vor allem den immer noch vorhandenen Restromanen zugute kam. Für Osttirol trat nun wieder für längere Zeit Ruhe ein, denn die neuen Gefahren, die von Osten her in Gestalt der Ungarn heraufzogen, drangen nicht bis hierher. So konnte sich das Leben des Bevölkerungs-Gemisches, das sich aus Romanen, Slawen und Bayern zusammensetzte, in einem friedlichen Nebeneinander entwickeln. Daraus resultierte aber auch, daß nun die günstigsten Plätze, d. h. im Tal und auf den sonnseitigen Hängen, besiedelt wurden. Besonders im Mündungsgebiet von Isel und Drau entstand ein neues Ballungszentrum, das Lavant auch in kultureller Hinsicht den Rang abließ: So war dieser Ort zwar nicht völlig bedeutungslos geworden, mußte aber sein Primat an Patriasdorf abgeben, wenngleich die Erinnerung an seine einstige Würde bestehen blieb.

Gegen Ende des 1. Jtsds. wurden in Erneuerung der karolingischen Marken die ottonischen eingerichtet, und 976 wurde Kärnten als das älteste Herzogtum Österreichs aus der lehensrechtlichen Verbindung mit Bayern gelöst: Ostirol gehörte dabei zur Grafschaft Lurn, die im 12. Jh. von den Görzern erworben wurde²¹⁶).

VIII Lavant im Hochmittelalter

Wie wir schon oben gesehen haben, standen im Mittelalter drei Komplexe auf dem Kirchbühl: St. Ulrich, die Burg Trettenstein und St. Peter. Gegen Ende des 11. Jhs. wird uns die Pfarrkirche des erste Mal genannt, sie zierte damals wohl allein den Hügel; freilich sah hier kein Bischof mehr, aber Immerhin war Lavant eine Eigenpfarre, zu der auch Tristach gehörte²¹⁷. Trettenstein wird in keiner Urkunde genannt, wir kennen nur die Herren von Lavant. Mit dieser Burg verknüpfen sich nun einige Probleme, die wir hier kurz beleuchten wollen:

1) Burg Trettenstein

Die Anlage, die auf dem höchsten Punkte von Lavant, dem Westzipfel des Hügels, zu erschließen ist, war nicht gerade sehr groß, sie hatte eine Ostwest-Ausdehnung von etwa 44 m: Umgeben wurde sie von einem Mauer-

36 Pallas der Burg Trettenstein (OAI)



ring, von dem Miltner vielleicht noch Teile entdeckt hat²¹⁸); im Norden und Osten war ein – heute noch als Einschnitt östlich der Peterskirche deutlich sichtbarer – Graben vorgelagert, der bei den Einheimischen immerhin als „Burggraben“ bezeichnet wird²¹⁹). Im Innern befanden sich im Westen der Pallas („Berggrit“), (36) davor ein möglicherweise noch von der Filahburg stammender sekundär benützter Raum und – so zumindest nach Miltner – die Burgkapelle, nämlich St. Peter; andere Gebäude konnten nicht nachgewiesen werden, wohl auch deshalb, weil hier einiges abgestürzt sein dürfte²²⁰. Die Burgenkunde verlangt nun nach einem Berggrit, wie er sonst in den Burgen der Umgebung vorhanden ist²²¹); während ursprünglich der Pallas als solcher bezeichnet wurde, stellte die Kritik bald fest, daß nur das Mauergerüst unter dem Chor von St. Peter dafür in Frage kommen könne; und dies, wie ich meine, mit vollem Recht. Denn wenn die – noch zu überprüfende – Angabe Miltners zutrifft, daß nämlich die Südseite des Gevierts eine Ausbesserung aufweist, die überdies noch mit einer Eckversteifung versehen ist, kann der Befund tatsächlich nur so ausgelegt werden, daß hier über einem älteren Fundament ein Berggrit aufgeführt wurde²²²). Das bedeutet auch zugleich, daß St. Peter jünger sein muß.

Der Name Trettenstein²²³ erscheint weder in einer allen noch in einer offiziellen Urkunde, dürfte daher wohl eher dem Volksmund entstammen; darauf weist auch die Variante Trettenbrein²²⁴). Die Herren dieser Burg werden seit 1169 genannt: der erste ist ein gewisser Gebolt²²⁵); ob dies auch schon der Gründer ist, ist nirgendwo ersichtlich, könnte aber zutreffen. Wenn Miltner die Zurückdrängung der Slawen als die Ursache für die Errichtung der Anlage heranzieht, so ist dies ein viel zu vager Terminus²²⁶). Selbst die Kleinfunde, so eine mittelalterliche Speerspitze²²⁷), helfen hier nicht weiter, sie stammen aus dem 12./13. Jh. Der beste Anhaltspunkt ist noch Immer im Berggrit gegeben, der nicht vor der Mitte des 12. Jhs. entstanden sein kann²²⁸), also etwa zur gleichen Zeit oder wenig später, da Gebolt von Lavant auftritt.

Die Herren von Lavant waren Lechsgemünder Ministerialen, als welche sie ebenfalls erst ab 1169 erschienen²²⁹). Ursprünglich saßen sie wohl im Ort zu Füßen des Kirchbühls als lokale Herren, die den Lechsgemündern dienstbar wurden. Der Grund für die Anlage der Hochburg muß nicht unbedingt in äußeren Gegebenheiten zu suchen sein, sondern ist eher in der Inneren Entwicklung des Rit-

teriums verankert, das nach Immer deutlicherer Erhöhung über seine „Untertanen“ trachtete²³⁰). Daß die Lavanter ihre Burg freilich nicht aus eigenen Mitteln erbauen konnten, ist anzunehmen; so werden die Lechsgemünder den Bau zumindest mitfinanziert haben – das allerdings nicht aus uneigennützligen, sondern sicher politischen Überlegungen heraus, die der Stärkung ihrer Macht galten.

Für lange Zeit dürfte es den Burgherren recht gut gegangen sein, jedenfalls kauften, verkauften und tauschten sie in den folgenden Jahrzehnten nicht übel. Der Niedergang des Geschlechts setzte im 14. Jh. ein, und 1369 mußte Heinrich v. Lavant einen Erbschafts-Übergabebrief an Graf Meinhard v. Görz ausstellen; 1381 schließlich gingen Besitz und Burg des Lavanters an den Görzer²³¹). Von nun an saßen auf Lavant Görzische Burggrafen, die mit Besorgnis nach Osten blickten, von wo die habsburgische Macht immer stärker drohte. Im Jahre 1444 bestimmte eine Görzische Defensionsordnung, daß der Kirchbühl zu befestigen sei²³²).

Nach Meinung Wiesfleckers ist es diese „Volksburg“, deren Meuern Miltner angefohlen hat; Als solche sei sie eine Verbürg aufzufassen und dafür gedacht gewesen, „im Falle der Landesnot der umliegenden Bevölkerung für kurze Zeit Zuflucht“ zu bieten²³³). Dagegen ist nun freilich nichts einzuwenden, wohl aber gegen die Annahme, daß für einen derartigen Zweck soviel Aufwand getrieben und ein ganzer Mauergürtel aufgerichtet worden sei; denn dem Görzer muß es in erster Linie um einen sicheren Punkt mit Wacht- und Warnfunktion gegangen sein, nicht aber um einen gepanzerten Sperrposten, als welcher Lavant schon wegen seiner abgeschiedenen Lage gar nicht in Frage kam. Die Gestalt des Hügels mußte aber – wie schon des öfteren betont – allein genügen, um der Bevölkerung Schutz zu bieten, die im Übrigen von den Habsburgern kaum viel zu befürchten hatte; hier bedurfte es nur geringer Anstrengungen, um den Zugang praktisch unmöglich zu machen; so brauchte man den Hohlweg nur zu verbarrikadieren. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß Santanino noch Vorrichtungen zur Verschließung des Törls sah, dessen Flanken im übrigen auch durch Ausbau der antiken Türme zusätzlich gesichert gewesen sein mögen. Auf jeden Fall aber ist gerade er der beste Gewährsmann – wie wir schon oben auseinandergesetzt haben – gegen einen erst 1444 aufgeführten Wehrring, der doch wohl 40 Jahre gehalten haben müßte²³⁴)!

2) St. Peter

Der Bergfrit der Burg Treitenstein war schon längst bedeutungslos geworden; und zu einem uns unbekanntem Zeitpunkt wurde er geschleift²³⁵; daß wir dies freilich nicht allzu spät ansetzen dürfen, zeigen uns die darübergelegten Bauphasen von St. Peter, das bis 1485 dreimal neu errichtet wurde. Der Bergfrit diente dabei als willkommenes Baustofflager, das allerdings erst abgeräumt werden mußte, um der ausgerechnet hier geplanten Kapelle zu weichen²³⁶. Vielleicht hängt damit — mit dem Bauwechsel vom Bergfrit zur Kapelle — die örtliche Überlieferung zusammen, wonach das Langhaus der Kirche ehemals Rittersaal der Burg gewesen sei²³⁷. Der Bau war ursprünglich nur eine kleine Kapelle, nicht einmal so groß wie der spätere Chor: Das geht aus den Niveau-Verhältnissen, besonders dem im Westen ansteigenden Felsgrund hervor, der hier eine natürliche Begrenzung darstellt; geringe Bodenreste, die Miltner²³⁸ in diesem Bereich antraf, dürften diesem Bau zuzurechnen sein, da der Boden offenbar bei der Schleifung der Mauern zerstört wurde. Der Grundriß ist nicht ganz klar, es handelt sich aber wohl um eine Art Apsis, die im Aufgehenden jedoch — wie beim letzten Chor — nicht rund, sondern vielmehr im 3/4-Schluß gebaut war; für Halbsäulen, der Art wie sie im späteren Chor auftreten, spricht der erhaltene Vorsprung, den Miltner für ein frühchristliches Subseilium (Fußschemel vor dem Bischofsthron) ansah²³⁹; vorne, an der Westseite, ist ein gerader Abschluß anzunehmen.

Was nun das Patrozinium der Hll. Peter und Paul anbelangt, mag hier ohne weiteres an eine uralte, spätantike Tradition gedacht werden. Doch fragt es sich, wenn man die Bischofskirche tatsächlich damit in Zusammenhang bringen will (wie ich oben als eine Möglichkeit vorgeschlagen habe), wo die Heiligen dann in der Zeit zwischen dem Ende dieses Kirchenbaues und der Errichtung der Kapelle über dem Bergfrit „verblieben“ seien: Man könnte hier nur über die Annahme eines Fortlebens des Patroziniums in der Erinnerung der Einheimischen oder einer — freilich noch nachzuweisenden — romanischen Kapelle des 8. Jhs. ausweichen²⁴⁰. Hier sind noch viele Unklarheiten zu beseitigen, die auch nicht geringer werden, wenn wir die durch Santonino bezeugten Reliquien im Altar von St. Peter, die nach Vele auf den 3. Kreuzzug (1189-92) zurückgehen, heranziehen²⁴¹.

Es steht nur fest, daß diese erste Kapelle später vollkommen abgetragen wurde, um einem neuen Bau zu weichen: Nach meiner Ansicht jedoch nicht dem Bergfrit, also dem Mauergerüst, weil es sonst unverständlich wäre, wie der gotische Bau genau über diesem, dem älteren (der dann als romanisch zu bezeichnen wäre) entsprochen haben bzw. sogar nachgebildet worden sein könnte. Nach Miltner wäre es derjenige Bau, dessen Fundamente er unter denen des letzten Chores erkannte und für romanisch hielt. Tatsächlich ist dieses Fundament jedoch gotisch, wie die darin einbezogenen Vorsprünge für Halbsäulen bezeugen. Auch bei diesem zweiten Bau handelte es sich um eine Kapelle, die nur wenig größer war als die erste, denn die Niveaus gehen auch hier nicht über den Felsgrund im Westen hinaus. Der Boden wird durch eine Schichte engezeigt, in der Miltner eine Menge Wandmalerei fand, die durch F. Frodl²⁴² in die Jahre zwischen 1410 und 1430 datiert wurde. Daraus ist zu folgern, daß die erste Kapelle spätestens zu Beginn des 15. Jhs. durch eine neue ersetzt wurde, welche wiederum nicht sehr lange bestand, da sie nach Aussage der verhältnismäßig frisch erhaltenen Fresken schon bald durch einen dritten Bau ersetzt wurde. Bei Santonino heißt es aber, daß der Grund dafür das

Alter und der Verfall der Kapelle gewesen sei²⁴³: Das kann jedenfalls nur bedeuten, daß die Fresken nicht in einem Neu-, sondern einem Altbau aufgetragen wurden, mit dem zugleich sie zerstört wurden. Daraus ergibt sich aber klar, daß die zweite Kapelle schon vor 1410/30, die erste entsprechend früher errichtet worden sein muß, was natürlich auch die Schleifung des Bergfrits weiter zurück verschiebt.

So müßte sich die zeitliche Abfolge der Bauten am Platze von St. Peter folgendermaßen gliedern: 1) Tempel(?), 2) Bergfrit (12. — 14. Jh.), 3) Kapelle I (etwa Mitte bis Ende 14. Jh.), 4) Kapelle II (Ende 14. Jh. bis vor 1485; 1410/30 Neuausmauerung), 5) Kapelle III (heutiger Bau). Historische Anhaltspunkte für die Legung des Bergfrits wurde schon oben genannt; hier ist aber noch etwas heranzuziehen: Im Jahre 1328 gab es auf Lavant einen Brand²⁴⁴; es wäre denkbar, daß man schon damals mit der Abtragung des ohnehin nicht mehr wichtigen Bergfrits begonnen hat, wodurch der Ansatz des ersten Kapellenbaues um 1350 möglich würde. Diese Kapelle hätte dann freilich nur etwa 50 Jahre bestanden und wäre um 1400 durch den etwas größeren Neubau, der den alten ziemlich getreu kopierte, ersetzt worden. Nach der Renovierung 1410/30 blieb dieser dann bis zu dem Augenblick, als die Lavanter sich entschlossen, den heutigen Bau aufzuführen. Auf diese Weise würde das bauliche „Gedränge“ von St. Peter — vom Bergfrit bis zur Kirche — etwas besser verständlich, wenn auch ungeklärt bleibt, warum die Kapellen derart kurzlebig waren, denn selbst die maximal 80 Jahre des Bestehens der zweiten Kapelle scheinen nicht Grund genug für den Kirchenbau der zweiten Hälfte des 15. Jhs. — vielleicht waren ruine und vetustas²⁴⁵ aber auch nur eine Ausrede.

Bevor wir dieses Kapitel beschließen, soll hier noch etwas erwähnt werden, das unter Umständen von Bedeutung ist: Vor dem nördlichen Chorfundament fand Miltner einen einzelnen Mauerblock, den er als Rest der ersten Apsis über dem Mauergerüst deutete; nun zeigen jedoch die Erdprofile²⁴⁶, daß dieser Block nicht wie die übrigen Mauern der ersten Kapelle vom Bauschutt der zweiten zugedeckt war, sondern bis zum Ende derselben bis zur Hälfte sichtbar in einer offenen Grube lag. Wenn dieser nach Miltners Zeichnungen ausgedeutete Befund richtig ist, so haben wir hier sicher ein merkwürdiges Phänomen vor uns, das einen sofort an das oben im Zusammenhang mit dem Felsblock in der Bischofskirche Gesagte erinnert: Sollte hier etwa das gleiche, also eine entsprechende Tradition vorliegen, wonach in Lavant selbst noch im 14. und 15. Jh. die vermutete keltische Gleichung Petrus = Fels ihre Geltung gehabt hätte? Dann wäre auch der Fortbestand des alten Patroziniums noch verständlicher, wenn hier der längst unter der Erde begrabene Felsklotz der alten Kirche nicht vergessen war.

Freilich hängt dies alles von dem Befund ab: wie er jetzt vorliegt, muß vieles noch verifiziert werden, anderes mag auch zu korrigieren sein. Zwar konnte Miltners Interpretation in manchem verbessert oder ergänzt werden, das letzte Wort muß aber einer Nachuntersuchung an Ort und Stelle vorbehalten bleiben, vor allem einer Nachgrabung in noch unberührten Bereichen.

IX Die letzten Bauten²⁴⁷

Vom spätgotischen Bau der Pfarrkirche St. Ulrich sind nur noch Teile erhalten, so das Marmorrelief über dem Westportal mit Maria und Ulrich (um 1520), der Glockenturm vom Jahre 1680 und der Chor. Der Hochaltar vom

Jahre 1668 ist schon frühbarock. Nach 1770 wurde das Gotteshaus völlig umgestaltet und mit seiner jetzigen Ausstattung versehen.

Der Innenraum-Schmuck von St. Peter stemmt zum Großteil aus dem 18. Jh.: 1518 wurde die hölzerne Flachdecke eingezogen, vor 1530 wurden die drei Flügelaltäre (deren Einzelteile 1873 neu zusammengestellt wurden) angefertigt. Das älteste Stück: Muttergottes mit Kind und Engeln gehört noch der Mitte des 15. Jhs. an. Die Kapellen des Kalvarienberges wurden um 1700 errichtet.

X Der Name Lavant

Den ersten Versuch einer Deutung des Ortsnamens Lavant hat — soviel ich sehe — P. Lesslek gemacht²⁴⁸, der sich allerdings darauf beschränkte festzustellen, daß er nichts mit dem geschriebenen Flußnamen in Kärnten zu tun habe, der ja auch anders, nämlich Laafnt ausgesprochen wird. Die erste wirkliche Ableitung stammt von I. Hopfner²⁴⁹, der es aus einem keltischen *lavō = „Wasser“ erklären wollte; somit bedeute Lavant „Bad-dorf“, dem das nahe Bad Jungbrunn nachfolge, wo freilich erst 1651 eine Badehütte aufgestellt wurde²⁵⁰. J. Rohrer wollte es als Mittelwort eines *lauēn = „Lacken bilden“ ansehen und in Zusammenhang mit den Drau-Lauen bringen²⁵¹.

Gingen diese ersten Deutungen also sichtlich fehl, so gelang es schon beim vierten Anlauf, den Nemen glaubwürdig zu erklären. Es ist dem Genius Kranzmayers zu verdanken²⁵², daß die Etymologie von Lavant — zum einen mittels des wissenschaftlichen Instrumentariums, zum anderen im Verein mit einer einleuchtenden Realprobe gepaart — als gesichert zu betrachten ist: Kranzmayer ging von der mundartlichen Form Lauent aus und stellte diese neben die späte Form Avuntum (Aguntum), die mit einem vorangestellten ille vulgärlateinisch „ill Avuntum“ ergeben habe, was also nichts anderes bedeutet als „das jenseitige Aguntum“.

Bevor wir uns näher mit dieser These und ihren Belegen befassen, wollen wir uns kurz den Gegenmeinungen zuwenden: Wiesflecker, der die Deutung im übrigen als Miltners Produkt ansah, verwarf das „jenseitige Aguntum“, ohne dafür allerdings ein wissenschaftliches Argument anzuführen²⁵³. F. Lochner-Hüttenbach tat dies dann schon mit dem notwendigen Apparat²⁵⁴: Er bestritt die Häufigkeit der Schreibweise Avuntum od. ä. und setzte vor allem ein Lauent in der Fraktion Seblas (Gemeinde Matrei i. O.) entgegen, das nun wirklich nicht mit Aguntum zusammengebracht werden kann; als neuen Vorschlag bot Lochner ein *lo-want, was „der mit Gebüsch besetzte Steilhang“ bedeute. Nun ist das Seblasser Lauent nur ein sehr schwacher Gegenbeweis, denn es müßte doch erst festgestellt werden, ob das auslautende -t wirklich ursprünglich ist, wäre doch gerade hier im Bereich der Isel die Beziehung zu einer Lauē(n) denkbar; zudem erscheint die Deutung als bewachsener Steilhang in Verbindung mit einem Hofnamen eher unwahrscheinlich²⁵⁵. Im Falle von Lavant wird diese jedoch völlig unglaubwürdig, da der steil aufragende Kirchbühl jeden anderen Namen viel eher verdienen: Einmal war und ist er eben außer an seinen Rändern nicht sanderlich bewachsen, und zum anderen kann man ihn wirklich nicht als „Wend“ bezeichnen; überdies würde die mhd. Form, die hier angenommen wird, besagen, daß der ältere Name des Kirchbühls — und einen solchen muß es ja gegeben haben — damals schon vergessen gewesen sei, was bei der Bedeutung dieses Platzes dann doch allzu unwahrscheinlich

wäre. Entscheidend ist aber der Umstand, daß das *v/w* im Namen Lavant ursprünglich gar nicht vorhanden war, wie unten gezeigt werden wird, und daß wir es daher auch nicht mit einer „Wand“ zu tun haben können, was eigentlich die mundartliche Form schon deutlich genug ausdrückt, die das *v/w* nie besessen hat.

Es gilt also zu zeigen, ob dagegen die Kranz-mayer'sche Deutung den Realitäten in möglichst vielen Belangen gerecht wird: ob sie den historischen und kulturgeschichtlichen Proben standhält, vor allem aber, ob sie sich als die naheliegendste und am wenigsten gekünstelte Interpretation darstellt.

Wir haben oben gesehen, daß der Kirchbichl schon seit Jahrhunderten begangen war und ein kullisches Zentrum gebildet hatte, als man auf seiner Höhe die spätantike Fliehburg errichtete. Das bedeutet, daß der Platz schon immer einen Namen gehabt haben muß: Dieser scheint sich nirgendwo erhalten zu haben²⁵⁶; da es sich hier um keinen Siedlungsamen handeln konnte, wäre eine Bezeichnung nach der geographischen Beschaffenheit oder nach der lokalen Gottheit denkbar, doch fehlen bisher jegliche Anhaltspunkte: Vielleicht wird eine Auswertung des gesamten Namensgutes rings um Lavant hier doch noch einmal einen brauchbaren Hinweis liefern. In der Geschichte von Lavant trat eine entscheidende Änderung ein, als hier das neue Zentrum des Llanzer Beckens und eines Hinterlandes entstand. Doch wie ging das vor sich?

Schon lange vor der Zerstörung Aguntums im Jahre 406 n. Chr. mögen die reichen Aguntiner sich in Lavant, zu Füßen des Kirchbichls ihre kühlen Sommervillen errichtet haben²⁵⁷; diese kleine Ortschaft wäre dann zum Kern der neuen Siedlung geworden. So kann man sich leicht vorstellen, daß diesem „Satelliten“ Aguntums schon früh der Name *ille Aguntum*, das jenseitige Aguntum, gegeben wurde (wie Derartiges ja immer und überall üblich war und ist), wobei der Kirchbichl doch immer nicht einbezogen zu werden brauchte und weiterhin seinen eigenen Namen behielt²⁵⁸. Spätestens aber zu jenem Zeitpunkt, als das alte Aguntum unterging und von einem Großteil der Bevölkerung, vor allem dem Bischof, dem Klerus und den letzten Offizieren verlassen wurde, mußte der Name der Stadt hinüber wandern: Denn es war ja die Hauptstadt des Bezirkes, die da zugrunde gegangen war und die allem und jedem ihren Namen gegeben hatte; so war der Bischof von Aguntum überall in den Akten eben als *episcopus Aguntinensis* od. ä. bekannt, und als solcher mußte er sich weiter bezeichnen, wollte er seine Authentizität bewahren. Daraus ergab sich die zwingende Notwendigkeit (die man geradezu als eine juristische bezeichnen könnte), die Rückzugsiedlung und mit ihr die Fliehburg spätestens jetzt als das jenseitige, das „neue“ Aguntum zu benennen.

Wie kam es aber zum Wechsel von -g- zu -v-?

Der Name der Stadt lautete offiziell nicht, wie man manchmal lesen kann, *Aguntum*, sondern *Aguntum*²⁵⁹; das erstere kommt freilich auch vor²⁶⁰, doch mag es sich dabei um bloße Verschreibung handeln. Auf der Synode in Grado von 572/7 war ein gewisser *Aaron episcopus Avenciensis* anwesend²⁶¹, dessen Herkunftsname offensichtlich als **Avunti(n)ensis* verderbt ist. Die oben zitierte Stelle bei Venantius Fortunatus ist mit den Varianten *Aguntus*, *Auntus* und *Aguntus* überliefert, wobei der zweiten der Vortag zu geben ist. Bei Paulus Diaconus, der seine *Histeria Langobardorum* im 8. Jh. verfaßte, ist *Aguntum* zweimal in seiner echten Form wiedergegeben²⁶²; die dritte Stelle hat *Agantlensem* mit 15 (!)

Varianten, doch möchte ich sie nicht auf *Aguntum* beziehen²⁶³. Diaconus kannte natürlich den Namen *Aguntum* aus der Literatur, also nicht vom Hörensagen, weshalb er noch die richtige Form überliefert; anders ist dies beim Synodalverzeichnis, wo die Aussprache des Aguntiners, d. h. also des Lavanters, die Schreibform ergab: *Aaron* muß sich als *Avuntinua* bzw. *Avuntinensis* Der Wechsel von -g- zu -v- kann also tatsächlich für das 8. Jh. nachgewiesen werden, wobei es keinerlei Gewicht hat, daß dies eigentlich nur einmal gelang (denn sehr häufig sind die Nennungen ja im ganzen nicht); sprachgeschichtlich wird er durch mehrere Beispiele belegt²⁶⁵. Nun glaube ich aber, daß *Aguntum* auch vorher nicht mit vollem -g- ausgesprochen wurde, sondern daß dieses immer schon sehr weich war und ein *Aghuntum* bzw. *Awuntum* ergab²⁶⁶. Für dieses Phänomen gibt es zahlreiche Beispiele quer durch die Sprachen: es muß nicht immer von spezifischen Lautgesetzen abhängen, sondern ist durch das akustische Moment bestimmt²⁶⁷. Ganz Ähnliches ist auch am Flußnamen *Drau* zu beobachten, der bei den Römern sowohl als *Draus*²⁶⁸ als auch als *Dravus*²⁶⁹, bei den Griechen als *drææ*²⁷⁰ und *drávos*²⁷¹ erscheint; zugrunde liegt wohl ein **Draghus* wie die von A. Holder²⁷² danebengestellten Parallelen und das allgemein angenommene indoeuropäische Grundwort **dhreg-tragh-* „laufen“ bezeugen. Das deutliche Trä, Träge Schwalaut *v/w* wieder zu *g* wird²⁷³.

Als aus *Aguntum* dann *ille Aguntum* bzw. *ill' Aguntum* geworden war, mußte diese sprachliche Entwicklung noch weitergetrieben werden, denn durch die unausweichliche Erbetonung wurden die nachfolgenden Silben immer schwächer. Während man in Lavant und Umgebung also nur noch **illa wuntu(m)* sagte, hielt man offiziell freilich weiter an der alten Schriftform fest; dieser Umsland ist es, der uns die exakte Verfolgung der lautlichen Entwicklung bis „Lavant“ hin erschwert. Immerhin ist festzustellen, daß der Anlautvokal zu einem uns unbekanntem Zeitpunkt verschwand: ob dies schon sehr bald oder erst später geschah, können wir *eo ipso* nicht ermitteln²⁷⁴; möglicherweise spielt hier auch der Begriff des romanischen Artikels *l'* herein, der den Ortsnamen – nun wohl schon ohne die charakteristisch lateinische Endung auf -um bzw. ohne den Auslaut -m- gegenüber den immer mehr um sich greifenden slawischen Siedlungen ringsumher als das alte romanische Zentrum deklarieren sollte.

So können wir bisher folgende Entwicklungsreihe aufstellen: *Aguntum* / **Aghuntum* / **Awuntum* – **illa Awuntum* / **ill' Awuntum* / **ill' Awuntu* – **l'Awunt*. An diesem Punkt ist von der ältesten urkundlichen Nennung aus Weiteres zurückzuschließen: Zum ersten Mal taucht der Name zwischen den Jahren 1085 und 1097 als „in monte Loant“ auf²⁷⁵; neben diesen zu stellen ist die – stets Ursprüngliches bewahrende – mundartliche Form *Laut* oder *Luent*. Die nachfolgenden Urkunden führen dann schon auf die heutige Schriftform: im 12. und 13. Jh. finden wir neben *Lownt* auch *Lwat* und *Louwal*, im 15. Jh. *Laywant* und bereits *Lavant*, im 16. Jh. *Lawant*, *Lawand* und *Lavandt*, im Jahre 1635 *Labant*, um nur einige zu nennen. Im 11. Jh. war also der Schwalaut schon ausgefallen, aus **l'Awunt* war **Laut* und, durch den deutschen Betonungswechsel von der zweiten auf die erste Silbe, **Laut* geworden; von hier ist der Weg zu *Lautent* nicht mehr weit. Die spätere verälschende Schriftform ist darauf zurückzuführen, daß man hier des Zusammenstresses zweier Vokale als störend empfand, weshalb der Schwalaut neuerlich eintrat.

Nun könnte einer selbst gegen diese sich logisch abwickelnde Folge allerlei Einwände erbringen und sie verwerfen. So ist noch eine Probe vonnöten, die im Verein mit dem Bisherigen jeglicher Kritik standzuhalten vermag; eine solche ist tatsächlich anzubieten: Als *Venantius Fortunatus* im Jahre 565 durch das Drautal zog und nach „*Aguntum*“ kam, war die alte Siedlung – wie wir oben bereits nachweisen konnten – nicht nur verfallen und fast ganz verlassen, sondern sogar schon in gewisse Vergessenheit geraten: der Reisende mußte also ein anderes *Aguntum* gemeint haben, und das kann nur – wie wir ebenfalls schon gezeigt haben – *Lavant* gewesen sein. Nur auf diesen Platz trifft seine Beschreibung wirklich zu, denn hier erhob sich über der Rückzugsiedlung der Kirchbichl mit der Fliehburg und der Blachofskirche, hier saß der Bischof, als dessen Gast *Fortunatus* wohl aufgenommen wurde. Für den gebildeten Mann war der Name *Aguntum* sicher ein gewisser Begriff, und es ist daher nicht einmal so entscheidend, ob er uns die Sprech- oder die Schreibform überliefert hat, bzw. welcher der drei Codices seinen authentischen Ausdruck bewahrt; wichtig ist nur, daß er *Lavant* als *Aguntum* bezeichnet hat. Interessant ist hier auch noch, daß er *Aguntus/Auntus* als weiblich, wie das Attribut *montana* lehrt, wiedergibt, was besagt, daß damals die Endung nicht mehr fixiert war, d. h. nicht mehr ausgeprochen wurde; Dies entspricht vollkommen dem vulgärlateinischen Gebrauch, der schon seit dem 4./5. Jh. n. Chr. den Auslaut nicht mehr besaß²⁷⁶), weshalb also nur noch **Awuntu* bestand.

Somit kann kein Zweifel mehr daran bestehen, daß *Lavant* in jeder Beziehung die legitime Nachfahrin *Aguntums* ist, als welche sie Bevölkerung, kommunale und klerikale Verwaltung und den Namen dieser einstigen Bezirkshauptstadt übernahm.

XI Der Kult auf dem Kirchbichl

1) Die Patrozinien

Betrachten wir zunächst die Heiligen, denen die Kirchen von Lavant geweiht sind. Die Kapelle auf dem Gipfel, deren Anfänge wir in die Mitte des 14. Jhs. datieren, ist den Aposteln *Petrus* und *Paulus* gewidmet; *Petrus* als der erste Papst gehörte veränderlicherweise zu den ältesten Kirchenpatronen, mit dem *Paulus* wegen seiner hervorragenden apostolischen Bedeutung oft verbunden wurde; so nimmt es keinesfalls wunder, wenn viele der frühesten Kirchen gerade dieses Patrozinium besitzen²⁷⁷. In manchen Fällen stehen die jüngeren Bauten jedoch an anderer Stelle als das erste Gotteshaus, und so ist es ja auch in Lavant – die *Peterskirche* nahm offenbar nur eine alte Tradition wieder auf; freilich könnte man hier auch anders argumentieren, daß das Patrozinium der „Kirchenfundamentas“ *Petrus* gerade während der zweiten Missionierung eben wegen seiner Bezugskraft eine große Rolle gespielt habe und daß es also mit früheren Schichten gar nichts zu tun habe; das würde im Falle von Lavant wegen der großen zeitlichen Kluft zwischen der Bischofskirche und St. Peter sogar wahrscheinlich klingen, wobei natürlich *Petrus* dennoch vorher dagewesen und später vergessen worden sein kann. Andererseits wäre es aber wohl auch denkbar, daß auf der Kuppe des Kirchbichls als Nachfolgerin der Bischofskirche gegen Ende des 1. Jtsds. eine Kapelle errichtet wurde, die später vielleicht sogar in die Burg Treppenstein einbezogen wurde und als direkte Vorläuferin der Kapelle über dem Bergfrit bereits dem *Petrus* geweiht war, wemgleich sie dann – nach mehrer Ansicht – an einer anderen Stelle gestanden haben mußte²⁷⁸). Als älteste Petruskirche in Lavant wäre aber unter Umständen die Bischofskirche anzusehen: Das ergibt sich nicht

nur aus der Existenz des Petrus-Patroziniums an diesem Platze überhaupt, sondern wohl auch aus dem merkwürdigen Felsblock innerhalb dieser frühchristlichen Kirche (mit dem — wenn die Beobachtung richtig ist — auch ein Block in St. Peter in Zusammenhang zu bringen ist).

Das zweite Patrozinium, das der Pfarrkirche, geht auf den hl. Ulrich zurück: Dieses konnte nicht vor dem 11. Jh. auf den Kirchbühl gelangen, da Ulrich erst im Jahre 993 kanonisiert wurde. Wie wir schon gesehen haben, weist die Überlieferung dieser Kirche ebenfalls in das 11. Jh., welche Zeit für die Errichtung von St. Ulrich denn auch als die historisch einzig zutreffende erscheint²⁷⁹). Man könnte zwar noch immer versucht sein, hier eine ältere Kirche anzunehmen und Ulrich nur als Ausdruck einer jüngeren — bairischen — Übersichtung anzusehen, doch sind die diesbezüglichen Argumente zu schwach: Kollreider²⁸⁰) möchte eine ältere Marien-Schicht erschließen, da die Muttergottes schon lange vor ihrer barocken Blüte sowohl in St. Ulrich als auch in St. Peter ihren prominenten Platz hatte, wie die Bildwerke bezeugen. Nun ist dieses „Doppelpatronat“ zwar Tatsache, kann aber wohl kaum dafür herangezogen werden, daß Ulrich Maria als Hauptpatronin verdrängt habe — denn Marienbilder des 15. Jhs. müssen nicht unbedingt auf eine Tradition der Zeit vor 1000 n. Chr. zurückgehen. Dennoch mag der Kirchbühl schon immer auch einer weiblichen Gottheit, die dann in Maria aufging, geweiht gewesen sein; etwas Derartiges möchte man vielleicht aus dem Beispiel des Ulrichsberges am Zöllfeld für Lavant ableiten: Die dortigen Ausgrabungen²⁸¹) haben ein kelto-romanisches Heiligtum freigelegt, das der norischen Hauptgöttin Noreia und ihrem Begleiter Casuontanus geweiht war; die frühchristliche Kirche, die nachfolgte, ging in den Awarenstürmen unter. Erst viel später, im 15. Jh. wurde auf dem Hügel eine Ulrichskirche errichtet, die allerdings auf einen älteren Vorgänger zurückgehen dürfte. Der Ulrichsberg, der im 10. Jh. mons Karantanus, später Kärnberg hieß, ist voll uralter Traditionen, was sich besonders im „Vierbergelauf“ ausdrückt, der am 2. Freitag nach Ostern vom Magdalensberg in die Zöllfeld, zum Veitsberg und schließlich zum Lorenzberg führt²⁸²). Der hl. Ulrich ist also kein Hindernis für das Weiterleben alten, d. h. vorchristlichen Brauchtums, das sich oft um das heimliche Götterpaar, dessen „Heilige Hochzeit“ und den daraus resultierenden Fruchtbarkeitszauber dreht: So befand sich am Ulrichsberg ein gespaltener Stein, an dem solche Riten geübt wurden²⁸³). Unter derlei Gesichtspunkten könnte man nun auch in Lavant aus der Zweifelt Ulrich-Maria in St. Ulrich und Petrus-Maria in St. Peter — nach Kollreider — an den Nachklang eines vorchristlichen Götterpaares zu denken versucht sein. Die Legende von der Auffindung des Marienbildes durch Schafe²⁸⁴) kann dafür aber nicht herangezogen werden, da ihr Alter äußerst ungewiß ist und sie ganz allgemein in den Rahmen ähnlicher Tierauffindungs-Legenden gehört, die zwar stets auf Maria, und zwar wohl deren barocke Blüte, abzelen, wenngleich sie freilich auch ältere Kerne enthalten mögen²⁸⁵). Daß die Marienwallfahrt als solche in Lavant jedoch trotz all dieser Überlegungen für ihr hohes Alter dennoch nicht sehr alt sein kann, geht aus folgendem hervor: Santonino²⁸⁶) überliefert eine Legende, wonach ein Zimmermann vom Dache von St. Ulrich in die Tiefe, d. h. in die Schlucht gestürzt sei, ohne sich zu verletzen, was er dem hl. Ulrich zu verdanken gehabt habe. Dieselbe Geschichte lebte auch im Volksmund fort und wurde später von den Mythographen festgehalten, doch hatte sie sich inzwischen geändert²⁸⁷): Jetzt stürzte der Zimmermann von der Turmspitze von St. Peter ab; während seines Falles habe er die Muttergottes angerufen und für seine Rettung eine Kerze gelobt — worauf er

prompt nur auf Laub gefallen und so gerettet worden sei. Daraus ergibt sich ganz klar, daß „Maria in Lavant“ doch erst auf dem Barock beruht, auch wenn sie schon vorher — freilich weniger bedeutend — dagewesen war. Inwiefern sich auf dem Kirchbühl heidnische und christliche Vorstellungen vermengen, läßt sich also bloß auf Grund des bisher Festgestellten kaum eruieren, insbesondere aber nicht, ob der Herr des Kirchbühls schon immer eine weibliche Gottheit gewesen sei: Wegen Maria möchte man — wie Kollreider — vielleicht an Noreia denken, der natürlich ein männliches Prinzip beigesellt war. Es ist jedoch umgekehrt viel wahrscheinlicher, daß hier von Anbeginn ein männlicher Gott regierte, neben dem erst in zweiter Linie eine Göttin trat — das wäre zumindest aus den jeweils männlichen Patronen der Lavanter Kirchen so zu erschließen. Freilich ist es geradezu unmöglich, den Namen des einstigen keltischen Gottes nennen zu wollen, der hier über einen Totenhain herrschte und dem die Aguntiner später einen Tempel errichteten; immerhin aber dürfte er in der unterirdischen Sphäre des keltischen Pantheons zu suchen sein.

2) Der Widderzug

Wenden wir uns nun jenem Komplex zu, der zum Interessantesten gehört, was das Brauchtum in Lavant und ganz Osttirol betrifft, nämlich dem merkwürdigen Widderzug²⁸⁸): Bis zum Jahre 1919, nach anderen jedoch noch bis 1925, wurde jedes Jahr am Freitag bzw. Samstag nach Ostern ein weißer Widder von Virgen bzw. Prägraten nach Lavant geführt; (37,38) das dreijährige Tier war eigens ausgesucht, seine Wolle wurde stehen gelassen, und während der Wartezeit genoß es besondere Behandlung; für die Prozessionen wurde es an den Hörnern gefesselt, gebadet, gestriegelt und gebürstet, so daß es vollkommen rein wurde; immer hatte es ein weißer Widder zu sein. Während der Zug ursprünglich die ganze, ca. 44 km lange Strecke auf einmal zurücklegte, wurde er später aufgeteilt: Man brachte den Widder am Vortag nach Lienz, von wo es am nächsten Tag weiter ging²⁸⁹). Der Widder war mit bunten Bändern geschmückt und wurde von einer Frau geführt; unterwegs begleitete den Zug das Glockengeläute der Kirchen, und den Virgenern schlossen sich viele Laientaler an; in Lienz wurde zu Mittag Rast gehalten, wobei manch Mutiger einen Sprung über den Widder wagte; dieser war inzwischen schon derart mit Bändern behangen, daß sein Fell kaum noch zu sehen war. Von Lienz ging es in die Kirche St. Andreas in Patrisdorf, wo nun auch die Lavanter eingetroffen waren;

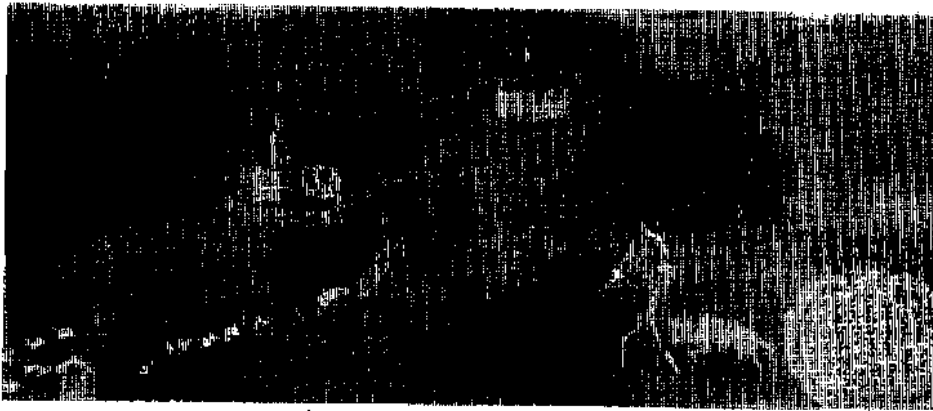
der Zug führte dann über Tristach nach Lavant. Hier ging es zuerst zur Pfarrkirche St. Ulrich und dann hinauf nach St. Peter, wo das Tier den Altar umschritt; während der anschließenden Messe verweilte es hinter den letzten Bänken. Danach wurde es verstelgert und geschlachtet, wobei der Erlös der Kirche zufiel, das Fleisch aber den Armen geteilt wurde; später fiel das Schlachten weg. Während Lavant heute nicht mehr das Ziel dieses Zuges ist, lebt dieser dennoch weiter: Die Bevölkerung von Virgen und von Prägraten zieht zwar nur noch nach Obermauern, aber dort geachtet das gleiche wie ehemals in Lavant; auch Kals und Ötting bei Oberdrauburg haben ihre Widderprozession, doch findet diese am Freitag vor Palmsonntag statt; in Zedlach und Matrei i. O. während der Woche nach Ostern, in Nörsach im Herbst. All diesen Zügen aber ist eines gemeinsam, nämlich daß sie ursprünglich nach Lavant gerichtet waren²⁹⁰), dessen kultische Vormachtstellung in Osttirol also auch dadurch bezeugt wird.

Wie ist diese Prozession nun zu deuten? Auf einer Bildtafel in Obermauern (39) ist der Lavanter Kirchbühl mit dem Widderzug abgebildet, daneben geht ein weißer Widder gerade daran, den Sensenmann niederzustoßen; durch die Beschriftung wird das Ganze erklärt — „Zu der Pestzeit nach Lavant verlobt von den Gemeinden Virgen Bregraten 1635“: Demnach war es eine Pest, die dem Verlobnis zugrunde liegt, und eine solche kann nach Dörner auch tatsächlich für die ersten Jahrzehnte des 17. Jhs. im Inn- und Pustertal und in Innervillgraten nachgewiesen werden; entsprechende Gefübde wurden an vielen Orten getan, wonach immer ein besonders wertvolles Tier der eigenen Hauswirtschaft versprochen wurde. Im Jahre 1634 erlosch die Seuche. Als parallele Wallfahrt zur Lavanter ist jene vom Pustertal nach Enneberg anzusehen, die seit 1636 zum Dank für die Rettung durchgeführt wird²⁹¹); hier wird allerdings kein Tier geopfert, sondern nur Andacht gehalten. Der Zeitpunkt für diese Wallfahrt fällt in die Bittwoche im Mai. In Kals wurde der Widder bereits 1601 verlobt²⁹²), zu einer Zeit also, in der wohl die Pest noch nicht eingeschleppt worden war; wahrscheinlich war eine lokale Viehseuche der Anlaß²⁹³). So lag es nahe, die Dankprozessionen des 17. Jhs. als Erneuerung solcher des 14. Jhs. anzusehen, in welcher Zeit ja die große Pest wütete²⁹⁴). Weinhoid, Zingerle, Herold, Schmidt, Gugitz und Svoboda gingen aber einen wesentlichen Schritt weiter, indem sie den Widderzug als



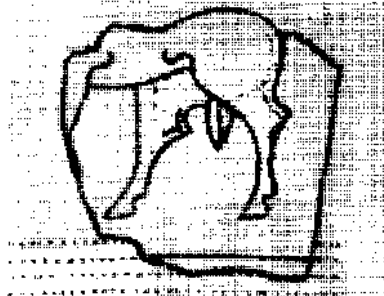
37 Widderprozession nach Obermauern, 1963

(H. Waschgl)



38 Obermauern, Votivtafel vom Jahre 1835 (P. Sölder)

Überrest eines vorchristlichen und uralten Kultopfers deuteten, wobei Schmidt sogar die in Weizelach bei Virgen aufgefundene keltische Situla (getriebener Bronzeelmer) ins Spiel brachte: Auf dieser³⁹⁾ ist zwar tatsächlich ein Widder im zweiten Reliefstreifen von unten dargestellt,



39 Situla aus Weizelach: Fragment mit Widder (nach F. v. Wieser)

(39) doch erscheint die direkte Beziehung zum Lavanter Widder etwas phantastisch. Dennoch kann man derlei Gedanken nicht einfach fortwischen, vieles an dem Komplex wirkt doch sehr seltsam und bestimmt nicht gerade christlich, sondern ausgesprochen heidnisch — es fragt sich nur, ob es sich dabei um ein „Mosaik“ handelt, das sekundär aus verschiedenen Wurzeln der vorchristlichen Zeit (die ja auch heute noch sehr lebendig ist) zusammengesetzt ist, oder ob dieser Brauch zumindest in seinem Kern als eine echte und uralte Tradition bis in die Römer- oder Keltenzeit zurück verfolgt werden kann. Dem wollen wir hier nachgehen:

Das Schaf war in den Alpen schon immer sehr verbreitet, da es sich für eine Zucht besonders in den höheren Lagen eignet. Wenn es also darum ging, aus irgend einem Anlaß ein hervorragendes Tieropfer zu bringen, war dafür in erster Linie der stolze Widder prädestiniert. Von dem Umstand allein, daß hier gerade dieses Tier gewählt wurde, ist demnach keineswegs schon auf einen altertümlichen Ursprung des Opfers zu schließen. Anders ist dies freilich, wenn man die Jahreszeit der Widderprozessionen betrachtet: Dabei fällt nämlich auf, daß sie nicht nur allgemein in den Frühling fallen, sondern hier besonders in die Osterzeit, wobei das Hauptfest (nicht nur der Christenheit, sondern freilich auch vieler heidnischer Religionen) nicht berührt wird; das sieht ganz so aus, als ob man peinlich darum bemüht gewesen sei, das Inzwischen ja längst als rein christlich erachtete Osterfest nicht mit diesem Brauch zu „belasten“, weil man sich seiner Nichtchristlichkeit offenbar wohl bewußt war. Der für uns bisher greifbare historische Anlaß des Widderopfers, die Pestzeiten des 17. bzw. des 14. Jhs., mündete ganz deutlich in das allgemeine Frühling-Brauchtum, wobei die verschiedenen Tage rings um Ostern: Schmerzensfreitag und Weißer Samstag die Linie angeben; man war sich demnach nicht mehr überall des genauen Datums für den speziellen Widderzug elcher und brachte ihn — aben-

an den verschiedenen Orten jeweils anders — nur noch vage mit den Frühlingseriten in Verbindung, die als solche wiederum seit urdenklichen Zeiten ungetrochten weiterbestanden. Es wäre also ohne weiteres denkbar, daß die einzelnen Widder ursprünglich — ebenso wie alle einmal nach Levant geführt wurden — an ein und demselben Tag, nämlich zu Ostern ihre Wallfahrt unternahmen. Denn was war die eigentliche Aufgabe dieses Tieres?

Entsprechend der in der oben beschriebenen Bildtafel festgehaltenen Virgener Überlieferung tat der Widder ja nichts anderes als den Tod besiegen: er brachte die Rettung, das Hell und also — übertragen — die Auferstehung; zugrunde liegt demnach deutlich eine Fruchtbarkeitsvorstellung genereller Art, die freilich mit der Idee des „Sündenbockes“ — waren schon Schmidt denkt — verbunden gewesen sein mag. Daß hier nicht nur die Pest initierend gewirkt haben kann, geht schon aus dem Zeitpunkt des Widderzuges in Nörsach hervor, der ja im Herbst geopfert wird, wo ja neulich Fruchtbarkeitsriten einsetzen; auch die Öttinger beziehen — nach Raunegger — trotz einer Pestüberlieferung ihren Widder auf allgemeines Gedeihen, und die Virgener versprachen ihn — nach R. Patschelder^{29a)} — bei großer Krankheit oder Lawinengefahr. Daraus geht ganz klar hervor, daß sich hier verschiedene Vorstellungen zumindest vermischen, wobei das Pestverlöbnis schon wegen der Impressivität des Ereignisses alles andere in den Hintergrund drängte. Wenn wir also mit Dörner die Gelübde des 17. Jhs. als Erneuerung solcher des 14. Jhs. ansehen, so können wir auch diese als die „Neuaufgabe“ eines älteren Brauchtums betrachten, an das man sich eben anläßlich der Notzeit erinnerte, weil es am ehesten Rettung versprach.

Natürlich kommt noch eines hinzu: die Bedeutung des Schafes im christlichen Kult. Schon im Alten Testament erscheint das Lamm Gottes, um im Neuen Testament eine zentrale Rolle einzunehmen. So ist Christus selbst das Osterlamm²⁷⁾, das — ganz wie in den heidnischen Vorstellungen — geopfert wird: sein Blut reinigt ebenso wie das Blut der heidnischen Opfer²⁸⁾. In diesem Sinne scheint eine echte Beziehung der Osttiroler Widder zum erlösenden Opfer Christi mehr als nur glaubhaft. Im selben Augenblick aber wandeln diese Opfertiere auch schon auf heidnischem Boden, denn gerade dieser ist es, der die blutige Hostia verlangt! Das gilt schließlich für alle noch heute üblichen Tieropfer in den Kirchen, die selbstverständlich nur scheinbar christlich sind, auch wenn sie schon längst nicht mehr mit dem Schlachten enden. Gegen solch blutigen Brauch hat die Kirche stets einzuschreiten versucht, was freilich nicht immer gelang, und so wäre auch daraus eine Stützung des obigen Gedankens abzuleiten, wonach die Widderopfer — sozusagen als Kompromiß — nicht mehr auf Ostern selbst, sondern die Zeit davor und danach fielen.

Eine zweite Berührung mit dem christlichen Kult scheint sich aus dem Weißen Samstag

zu ergeben, jenem Tag, an dem die Wallfahrt aus Virgen bzw. Prägraten eintraf: Am Weißen Sonntag findet nämlich vielerorts die Ostertaufe statt, zu welchem Anlaß oft ein Kitz oder ein Lamm geopfert wird²⁹⁾. Der Name des Tages leitet sich aus den Taufkleidern ab, die selbstverständlich seit urdenklichen Zeiten immer schon rein und weiß sein mußten. Der zugrundeliegenden Idee der vollkommenen Reinheit antwortet auch das Feil des Widders, auf dessen Makellosigkeit ja besonders acht gegeben wird. So christlich nun die Ostertaufe auch ist, lotet sie sich doch von heidnischen Reinigungsriten im Frühling ab: Diese hängen zusammen mit der neu erblühenden und erwachenden Natur. Wir haben bisher gesehen, daß die Widderprozessionen zwar gänzlich in den christlichen Kult eingebettet erschienen, daß sie zugleich aber auch viele Wurzeln enthalten, die als ausgesprochen nichtchristlich zu bezeichnen sind: und dies in einer Weise, die nicht bloß die allgemeinen heidnischen Grundlagen im Christentum selbst berührt, sondern deutlich darüber hinausgeht, so das Blutopfer als Garant für ein neues Leben³⁰⁾ und die Unbeflecktheit als Zeichen des Wiedererstehens. Noch immer aber wäre daraus nicht das heidnische Alter des Komplexes zu schließen, es sei denn, hier könnten antike Beispiele zum Vergleich herangezogen werden.

Nun ist einmal festzustellen, daß die Widderopfer auch anderswo nachzuweisen sind: So gab es bis zum Jahre 1854 einen derartigen Umgang in der Jachenau in Oberbayern³¹⁾, wobei es um einen Ablaß ging; das Opfertier hieß deshalb auch Anlaßwidder. Schmidt führte daneben auch noch ähnliche Bräuche in Krain und Bosnien an, hier besonders in Sriljeska, dessen vormumnte Prozession Anklänge an uralte balkanische Riten verrät. In all diesen Fällen ist kein Bezug zu einer Pest oder ähnlich historisch nachweisbaren Ereignissen vorhanden. Somit ist für den ganzen Komplex allgemein zu sagen, daß er sich offenbar in entsprechend günstig gelegenen Gegenden aus dunkler Zeit heraufgerettet hat bzw. immer wieder neu aufgelebt ist.

Es bräuchte kaum noch etwas dem angefügt zu werden, was Schmidt in diesem Zusammenhang für das Alter des Widderopfers schlechthin angeführt hat, denn es ist von vornherein klar, daß Derartige seit den ersten Schatherden überall vollzogen wurde. Dennoch empfiehlt es sich, kurz auf die von Orth³²⁾ zusammengestellten Belege zur keltischen Bedeutung des Schafes einzugehen: Wie im alten Orient war der Widder als Fruchtbarkeitsymbol in Griechenland ein Tier der Aphrodite; geopfert wurde er Zeus, besonders in dessen Bedeutung als Berggott, aber auch der Artemis; bekannt ist seine Beziehung zu Hermes, der als Widderträger oftmals dargestellt wurde. In der homerischen Zeit war das Schafopfer an alle Götter verbreitet, wobei es sich vornehmlich um Speiseopfer handelte: Hier ist es das einigende Mahl, dem größte Bedeutung zukommt; später spielte das Schaf im Totenkult eine Rolle: der Widder wurde zum eigentlichen Sühneopfertier an die unterirdischen Götter. Im italienischen Kult sind ganz ähnliche Verhältnisse zu beobachten, das Schaf wurde beim Maifest der Arvalienbrüder und innerhalb der Suovetaurilien, des Schwein-Schaf-Rind-Opfers, (40) dargebracht. Der Kaiserkult führte dann eine Neuerung ein, nämlich das Kriobollum, das Widderopfer, das vom phrygischen Kult übernommen worden war. Es lohnt sich, hier etwas auszugreifen:

Mit der Verpflanzung des peasinuntischen Attis-Kultes³³⁾ nach Rom waren all dessen spezifische Eigenarten ebenfalls hierher gezogen, von wo aus sie sich über das ganze Imperium verbreiteten. Zentrale Vorstellung dieses Kultes war die Auferstehung, die Attis selbst zuteil geworden war; zwischen dem 15. und 28. März wurde jährlich ein Fest gefeiert, wobei am 24. der Tod das



40 Rom. Decennalienbasis mit Suovetaurilia (nach Nash)

Gottes beklagt, am 25. jedoch seine Auferstehung freudig bejubelt wurde. Das Tier des Attis war der Widder. In der Komplexität des mit der Muttergöttin Kybele verbundenen Attiskultes trat der Widder zwar gegenüber dem Stier, der Kybele geweiht war, zurück, doch ist seine Opferung jeweils mit der des Stieres verbunden: Zusammen mit dem Taurobolium, dem „Stierwerfen“, wurde das Kriobolium, das „Widderwerfen“³⁰⁴, d. i. ein Blutopfer vollzogen. Es ist dies eine Bluttaufe, bei der der Täufling in einer Grube hockte, während über ihm auf einem Brettergitter das Tier geschlachtet wurde; durch die Ritzen tropfte das Blut in die Grube. Nach Beendigung der Zeremonie stieg der Täufling als Neu- bzw. Wiedergeborener aus der Grube und erhielt zum Zeichen seiner „Auferstehung“ Milch gereicht. Die so Regenerierten haben in vielen Fällen einen Weihealtar mit entsprechender Inschrift errichten lassen, auf denen manchmal auch ein Widder abgebildet ist. (41) Wie beliebt und vor allem zahlreich dieser für unsere Begriffe ziemlich unschöne Ritus war, beweisen die flammenden Worte des christlichen Schriftstellers Firmicus Maternus³⁰⁵.

Der Kult von Kybele-Attis ist wie der des Mithras bis in die Alpentäler vorgedrungen, wie einzelne Funde und manche Sage³⁰⁴ beweisen. Im Gebiet von Aguntum konnte bisher noch kein entsprechendes Bildwerk oder eine Inschrift, die auf Attis wies, entdeckt werden, wohl aber im umgebenden Noricum³⁰⁷.

Wie ließe sich nun dieser Kultkreis mit dem Lavanter Widder vereinen?

Nach Herold geht der Jachenauer Widder auf altgermanische Vorstellungen zurück, wonach



41 Rom. Tauro-Kriobolium-Altar (nach Zoega)

im Frühling Opferlamm für die mütterliche Erdgöttheit dargebracht wurden. Im keltischen Bereich hat der Widder ebenfalls kultische Bedeutung besessen, was nicht nur auf dem genannten Relieffragment aus Welz-lach und Gegenstücken aus Watsch (Vace) in Krain³⁰⁸, Certosa bei Bologna³⁰⁹ (42) und



42 Situla aus Certosa: Widderzug (nach „Situlenkunst“)

Magdalenska gora³¹⁰ zum Ausdruck kommt, sondern auch in der heiligen Schlange mit dem Widderkopf³¹¹; der Widder scheint im übrigen ein Attribut des Sonnengottes gewesen zu sein³¹². Entsprechend der gemeinsamen indoeuropäischen Vorstellungswelt wird es dabei in erster Linie um Fruchtbarkeitsriten gegangen sein, die sicher auch in Umzüge mit anschließender Opferung ausmündeten: Der eindeutige Beweis dafür ist im zweiten Reliefstreifen von oben auf der Situla aus Certosa gegeben, wo ein Widder in einer Prozession mitgeführt wird.

Nun könnte auf Grund des bisher Dargelegten folgende Hypothese aufgestellt werden, aus der sich eine ursächliche Verbindung der Osttiroler Widder mit antiken Vorläufern ableiten ließe: Wenn man annimmt, daß der Kybele-Attis-Kult etwa am Ende des 1. Jhs. n. Chr. auch nach Aguntum gelangte, so wird er doch anfänglich nur von der römischen Schicht getragen worden sein; später jedoch hätten sich – wie bei allen anderen Religionsübungen – seine Elemente mit denen des einheimischen Kultes vermengt. Insbesondere die allgemein verbreitete Sehnsucht nach einem Leben nach dem Tode, nach Auferstehung, hätte dann dazu führen müssen, daß gerade die diesbezüglichen Handlungen, also das Kriobolium, größtes Interesse erregten: Nun ist es ganz und gar nicht von der Hand zu weisen, daß all dies auch tatsächlich der Fall war, und daß der Mysterlegott Attis seinen Einzug auch ins Lienzener Becken hielt

denn es hindert uns nicht viel an dieser Annahme, auch wenn wir bisher noch keine Spur von ihm entdecken konnten³¹³. Wo aber wäre nun der günstigste und geeignetste Punkt für die Durchführung solcher Riten gewesen, wenn nicht in Lavant? – Hier lag ja ein Totenhain, dem das Besondere der Örtlichkeit anhaftete, hier konnte am besten eine Auferstehung symbolisch vollzogen werden! Die Bluttaufe des Mysten auf dem Kirchbichl, von wo die Toten in die Unterwelt stiegen (und es ist sicher nicht zu weit gegriffen, wenn wir annehmen, daß die Schlucht dahinter mit solcher Vorstellung in Verbindung gebracht wurde), dieses Wiedererstehen zu neuem Leben gerade hier müßte als grandiose Bezwingung des Todes aufgefaßt worden sein.

Je stärker das Christentum aber auch in dieser Gegend Fuß faßte, umso heftiger mußte sich das Heidentum verteidigen und auf seine Werte bestehen. Ein Auferstehungskult wie der des Attis hatte es da sicher leichter, denn er schien ja das gleiche zu wollen. Man könnte sich leicht vorstellen, wie auf dem abseits gelegenen Kirchbichl der alte Kult weiter seinen Fortgang nahm, während man sicherlich schon mit Besorgnis auf die Entwicklung des christlichen Rivalen sah. Hier sind die Worte des großen Religionsforschers F. Cumont³¹⁴ am Platz: „Die phrygischen Priester der großen Mutter stellten ihre Feier des Frühlingsäquinocciums dem christlichen Ostertage gegenüber und legten dem im Taurobolium vergossenen Blute die erlösende Kraft bei, welche dem Lamm Gottes eignet“ und „Die Heiden behaupteten infolgedessen, daß die Kirche ihre heiligsten Riten nachgeahmt hätte, indem sie, wie jene, aber nach ihnen, um die Zeit des Frühlingsäquinocciums ihre Karwoche feierte, zur Erinnerung an das Kreuz, bei welchem das Blut des Lammes Gottes ihrer Angabe nach die Menschheit erlöst habe“. Und Augustinus empörte sich darüber, daß man sagte³¹⁵: et ipse Pileatus christianus est = „und selbst der mit der phrygischen Mütze (nämlich Attis) ist ein Christ!“

Dann aber brach das Christentum die heidnische Kraft, und was immer auf dem Kirchbichl bestanden hatte, wurde verdrängt und zerstört, auf jeden Fall aber überschichtet: Das bedeutet, daß alles Nichtchristliche im christlichen Sinn umgedeutet wurde. Natürlich gab es dabei genügend Zugeständnisse, wie das ja überhaupt die Politik der Kirche durch die Jahrhunderte kennzeichnet, einfach schon deshalb, weil man sich der Macht eines Großteiles des heidnischen Brauchtums klar bewußt war; so scheint man in Lavant den Steinkult übernommen zu haben, den man schlicht christianisierte. Auf das Spezifikum der Tieropfer und des Verhältnisses der Kirche zu denselben wird die Aussage Papstes Gregor VII. ein bezeichnendes Licht³¹⁶, der im 7. Jh. ausdrücklich betont, daß diese nicht abgeschafft werden, sondern in irgend einem Fest zu Ehren des wahren Gottes ihren neuen, christlichen Platz finden sollten.

Die Übernahme des Frühlingsfestes und der damit verbundenen Bluttaufe stieß ohnehin auf keine großen Schwierigkeiten, weil die Ähnlichkeiten zum eigenen Kult deutlich genug waren; freilich wird man gerade die Bluttaufe bald abgeschafft haben, an ihre Stelle trat ein gewöhnliches Schlachtopfer. Der Zeitpunkt dieser Frühjahrsaufe blieb aber bestehen, wie uns der Weiße Sonntag bezeugt.

Sowohl also diese Hypothese, die nur so lange ohne solche bleibt, als wir den Attis auf dem Kirchbichl oder in dessen Umgebung nicht nachweisen können. Alles andere ist aber heute schon selbst ohne dieses fehlende Glied als logische Konsequenz anzusehen, wozu noch kommt, daß Millner im Mauerge-

viert unter St. Peter offenbar das Horn und Knochenreste einer Widderart gefunden hat³¹⁷).

Wie stellt sich dazu aber der lange Weg der Prozession aus dem Virgental nach Lavant?

Derlei Dinge sind nun ganz allgemein in der Antike verbreitet gewesen und lassen sich überall nachweisen: Meist ging es dabei um das Abschreiten der Grenzen eines bestimmten Bezirkes, oft gekoppelt mit anderen religiösen Vorstellungen. Als räumlich nahes Beispiel ist hier der bereits erwähnte „Vierbergelauf“ in Kärnten zu nennen, der ohne Zweifel eine uralte Tradition darstellt³¹⁸). Warum sollte der Zug nach Lavant ursprünglich nicht auch etwas Derartiges bedeutet haben? — Es wäre ja denkbar, daß man mittele desselben einmal im Jahre eine sichtbare Verbindung des Hinterlandes mit seinem so wichtigen Bergbau zum Hauptort Aguntum und dem Tempel der Hauptgottheit schaffen wollte. Es muß dabei anfänglich gar nicht nach Lavant gegangen sein. Gemessen an den verschiedenen „Widderorten“ könnte man aber auch noch annehmen, daß dieser Zug von allen Seiten her sternförmig zur Zentrale lief, wodurch sich ergeben hätte, daß an einem bestimmten Tag sich der ganze Ager Aguntinus an einem Orte zum einigenden Kult versammelte. So hat Kranzmayer³¹⁹) bei seinem Deutungsversuch des Namens Aguntum an die Wurzel * ag — „treiben“ und daraus „Umzug“ gedacht: „Man denkt dabei unwillkürlich an religiöse Wallfahrten nach Aguntum und später nach Lavant“. Vielleicht sind wir hier der Lösung wirklich schon nahe, auch wenn dabei noch mit einer großen Schwierigkeit zu kämpfen ist: Wie könnte ein Brauch dieser Art sich über so lange Zeiten gerettet haben? Immerhin aber hat sich vieles andere in oft mehr gefährdeten Gebieten erhalten, und gerade Osttirol ist in dieser Beziehung — wie wir eben deutlich sehen konnten — durch all die „dunklen“ Jahrhunderte hindurch eine Insel am Rande der großen Ereignisse gewesen, die nur im 6. Jh. in Gestalt der Awaren bis hierher ausstreckten; die nachfolgende Slawenzeit hat den Bezirk zwar nach außen hin isoliert, im Innern aber gerade in Betreff der Romanen kaum viel verändert.

Bei der Behandlung dieses ganzen Komplexes darf besonders auf eines nicht vergessen werden, nämlich den Schmuck des Widders: Die einzelnen Aufnahmen solcher Tiere zeigen uns, daß hier bunte Bänder eine besondere Rolle spielten, die vom Rücken herabhängen; früher wurden sie aber auch zu Menschen gebunden. Den Schädel des Widders zierte ein Kranz, der oft aus Buchs gewunden ist. Wie sahen nun die Opfertiere der Antike aus? — Manche Darstellungen der Suovetaurilia lehren uns, daß auch hier Rücken- (allerdings nur ein breites und gestecktes Band) und Schädel schmuck üblich war; letzterer besteht aus einem geknoteten Band über der Stirne, dessen Enden seitlich herabhängen³²⁰); auch ein Stirnkranz kann vorkommen³²¹). Ganz gleiche Darstellungen weisen Taurobolien-Altäre auf³²²), während die keltischen Opfertiere nicht geschmückt gewesen zu sein scheinen. Daraus muß nun folgen, daß der Aufputz des Lavanter Widders nicht von ungefähr kommt und zufällig ist, sondern in einem ursächlichen Zusammenhang mit uralten Opfern zu sehen ist: Dem Schmuck der Hostie liegen ganz ähnliche Vorstellungen zugrunde wie sie sich aus dem nichtchristlichen Kult in den Mai- und Christbaum herübergerettet haben.

3) Das Milchopfer

Zum Schluß soll noch einmal das „Lichtmaß-Opfer“ erwähnt werden: Wenn die ersten Sonnenstrahlen den Ort Lavant berühren, sieht man manchen eine Schale Milch ins

Fenster stellen. Derlei ist auch anderswo in Tirol noch Brauch³²³). Nun spielte die Milch im Totenkult eine Rolle, sie wurde gern als Totenspende dargebracht³²⁴); namentlich aber dem Tauro- bzw. Krioboliatius wurde nach seiner „Auferstehung“ Milch gereicht, wie wir schon erwähnt haben. Wann auch ganz allgemeine religiöse Begriffe dem Brauch in Lavant zugrunde liegen mögen, so könnte man doch auch daran denken, daß hier eine Beziehung zum alten Kult auf dem Kirchbichl zumindest angedeutet ist; ob nun zum keltischen oder zum späteren römischen, d. h. phrygischen, sei dahingestellt.

mehr nur Einheimische auf, sondern auch Römer. Und der alte Tempel, der hier vor Zeiten wohl in Holz gebaut worden war, wurde nun als großartiges Marmorgebäude neu aufgeführt, gestiftet von einem Bürgermeister der Stadt Aguntum.

Der Kult auf dem Kirchbichl, im historischen Dunkel erwachsen, wurde den römischen Begriffen angenähert, vielleicht sogar nach diesen verändert. Und als dann neue Formen sich über das ganze Reich verbreiteten und auch hierher drangen, werden diese sich auf Lavant ausgewirkt haben: So wäre es möglich, daß der Auferstehungskult des Attis



43 Bischofskirche mit St. Ulrich (Karlwiese)

XII Zusammenfassung

Im Gefolge der frühen Exploratoren auf ihrer Suche nach Metall kamen im 2. Jtsd. v. Chr. auch die ersten Siedler nach Osttirol, wo sie in günstiger Lage Aguntum gründeten. Waren diese Leute zunächst mit der Erforschung und Begehung ihres unmittelbaren Lebensraumes, d. h. der Sonnenseite des Tales beschäftigt, so wird es doch nicht allzulange gedauert haben, bis der erste sich in die Schattseite vorwagte. So wurde Lavant entdeckt. Mächtig im Banne der noch mächtigeren Unholden präsentierte sich der Kirchbichl seinem ersten Besucher, der sich mühsam seinen Weg durch das Unterholz hinan bahnte, bis er plötzlich aus den Bäumen hervortrat und auf einer Wiese stand: Vor ihm stieg der grüne Hang in Terrassen an, dahinter türmte sich die Steilwand des Berges; überwältigt von Staunen und Ehrfurcht erklomm der Mensch die Kuppe des Bichls, um schaudernd in die Tiefe der Schlucht zu blicken, aus der das Rauschen des Baches empordrang. Spätestens jetzt mußte ihm klar geworden sein, daß er an einem besonderen Punkte stand, der die Luft der Götter atmete. In diesem Sinne mag hier schon sehr früh ein Heiligtum entstanden sein, das vielleicht den Unterirdischen geweiht war, wie die freilich erst Jahrhunderte später nachzuweisenden Gräber vermuten lassen. Sicher aber gewann der Platz im Laufe der Zeit immer mehr an Bedeutung, und als dann schließlich die Römer als die neuen Herren des Landes erschienen, wurde diese nicht gemindert, sondern im Gegenteil gesteigert. Der alte Friedhof nahm jetzt nicht

gerade hier Fuß faßte, und daß das Frühlingsfest dieses Gottes mit dem Widderopfer auf der Höhe des Kirchbichls sich zu spezifisch lokaler Bedeutung entfaltete.

Die Jahrhunderte gingen dahin, ohne daß sich in Lavant — fernab vom profanen Getriebe des Tales — irgendetwas änderte, bis denn das erstarkende Christentum zur gefährlichen Rivalin des heidnischen Kultes wurde. Und als dann im 4. Jh. infolge der politischen Entwicklung Aguntum nach einer günstigen Position für seine Fliehbürgerschaft auswählte, war es um das hiesige Heidentum geschehen: Denn jetzt, da das Christentum Staatsreligion geworden war, mußten Kult und Tempel einer christlichen Kirche weichen. Aus dieser entstand nach dem Jahre 406, als Aguntum in Flammen aufging, eine Bischofskirche, in der von nun an der Bischof zelebrierte (43). Der Kirchbichl aber wurde so zum neuen geistigen und politischen Zentrum, von wo aus das ehemalige Territorium Aguntum verwaltet, d. h. betreut wurde. Zum äußeren Zeichen der legitimen Nachfolge wurde der Name Aguntum von der Stadt im Tal fortgenommen und nach Lavant verpflanzt, das — als Name — sich aus einem *Ille Aguntum*, dem „jenseitigen Aguntum“, entwickelt hat.

Jahrhunderte lang bildete Lavant nun den romanischen Mittelpunkt des Lienzer Beckens und seiner Nebentäler, kaum jemals durch die historischen Ereignisse gefährdet: Denn sie alle, Germanen, Hunnen, Ostgoten, Langobarden, Awaren und Slawen, zogen — wenn überhaupt — vorbei und hielten sich kaum damit auf, die hoch und stolz aufregende

Burg zu belagern; und wenn sie es doch taten, so hatten sie niemals Erfolg. Dennoch wurde das Gebiet vom Großraum isoliert, und die Verbindungen nach außen brachen ab. So gut sich Lavant dabei aber auch hielt, war sein Niedergang nicht aufzuhalten, denn es fehlte ja bald an der notwendigen Regeneration.

Erst seit Karl d. Gr. kamen wieder neue Impulse ins Land, doch da war es für Lavant schon zu spät, denn nun wurden die Talniederungen, die inzwischen von Slawen besiedelt worden waren, dem „römischen“ Reich zurückgewonnen. So kam es, daß die neue Gründung **Patrsdorf**, einst der Sitz einer Filialkirche von Lavant, die führende Rolle im Bezirk übernahm. Gleichwohl blieb die Erinnerung an die ehemalige Bedeutung Lavants bestehen. Die Bischofskirche, in der ja längst kein Bischof mehr saß, dürfte im 8. Jh. aufgelassen worden sein, ihren Nachfolgebau konnten wir bisher noch nicht ermitteln; vielleicht war es eine kleine Holzkapelle auf der Kuppe, die keinerlei Spuren hinterlassen hat. Vielleicht ist das Kontinuum damals auch gerissen, aber das wird eher unwahrscheinlich sein, setzte doch damals die zweite Missionierung ein, die gerade an den altherwürdigen Plätzen anknüpfte.

Im 11. Jh. wurde in Lavant eine neue Pfarrkirche, dem **Hl. Ulrich** geweiht, errichtet. Etwa hundert Jahre später gründeten die Herren

von Lavant ihren **Hochsitz** auf der Kuppe des Kirchbichls, den sie bis in die zweite Hälfte des 14. Jhs. behaupteten; dann aber mußten sie den Görzern übergeben. An der Stelle des Bergfrieds wurde eine neue Kapelle aufgeführt, die den **Hl. Peter und Paul** geweiht ist.

Als die Nöte der großen Pest im 14. Jh. die loidende Bevölkerung nach immer neuen Mitteln zur Abwendung der Plage Zuflucht nehmen ließ, dürften die Menschen sich eines alten und lange nicht mehr gepflegten Brauches erinnert haben, der von Generation zu Generation überliefert worden war: Und so nahmen sie die **Widderzüge** wieder auf, die einst aus allen Richtungen nach Lavant als der kultischen Metropole des Bezirkes geführt zu haben scheinen, in der Hoffnung, daß dies Opfer wie ehemals ihren romanischen Vorfahren und deren Kindern und Kindeskindern auch ihnen Hell und Rettung bringe. So wurde Lavant neuerlich zu einem Mittelpunkt, zu einem **Wallfahrtsort**, über den die gnadenspendende Muttergottes wacht.

Und das ist Lavant denn auch geblieben, ein Platz, der seine uralte Anziehungskraft niemals verloren hat, solange es Menschen gab, die die Zeichen zu deuten wußten — und deren sind viele, die den Kirchbichl als eine Besonderheit in vielschichtiger Bedeutung erweisen, als einen Punkt, der von den Göttern geschaffen wurde, daß der Mensch sie in

diesem und von hier aus verehere; als einen Punkt, der dem Menschen Schutz bietet wie eine Götterburg; als einen Punkt schließlich, der den Menschen über alle Religionen hinweg zu dem Einen, Letzten und Endgültigen führt, das seine Erfüllung ist, zum Tod: Zu einem Tod aber, der nicht in die Tiefe der Schlucht, hinab zu den Unterirdischen in ein Nichts, sondern hinauf zu lichten Höhen, zum einzig Wahren lenkt. Es ist die Vereinigung mit Gott, die Lavant auszeichnet, mit einem Gott, den selbst die Heiden gesucht, aber nicht gefunden, sondern bloß geahnt haben. Hier an dieser Stelle war immer schon die Neht zu spüren, die das Leben von Drüben trennt. Und darum wird der Kirchbichl immer bestehen, auch wenn es heute kaum noch jemanden gibt, der seine Zeichen zu deuten imstande wäre, um über eine bloße Andacht hinaus tiefer in die Geheimnisse zu dringen, die ihn hier umgeben. Vielleicht aber liegt die Chance zum Überleben der Menschlichkeit, die wir von Gott erhalten haben, gerade eben in solchen Orten, die seit Jahrtausenden sich selbst treu erhalten sind und alles andere überdauert haben: Denn solange wir überhaupt um solche Plätze und ihre Bedeutung wissen und sie — sei es künstlich — bewahren, ohne uns freilich mit ihrem Gehalt zu identifizieren, haben wir unsere irdische Berechtigung noch nicht verspielt!

Das also ist Lavant, ein **Schlüssel** zu Türen, die wir selbst zugeworfen haben.

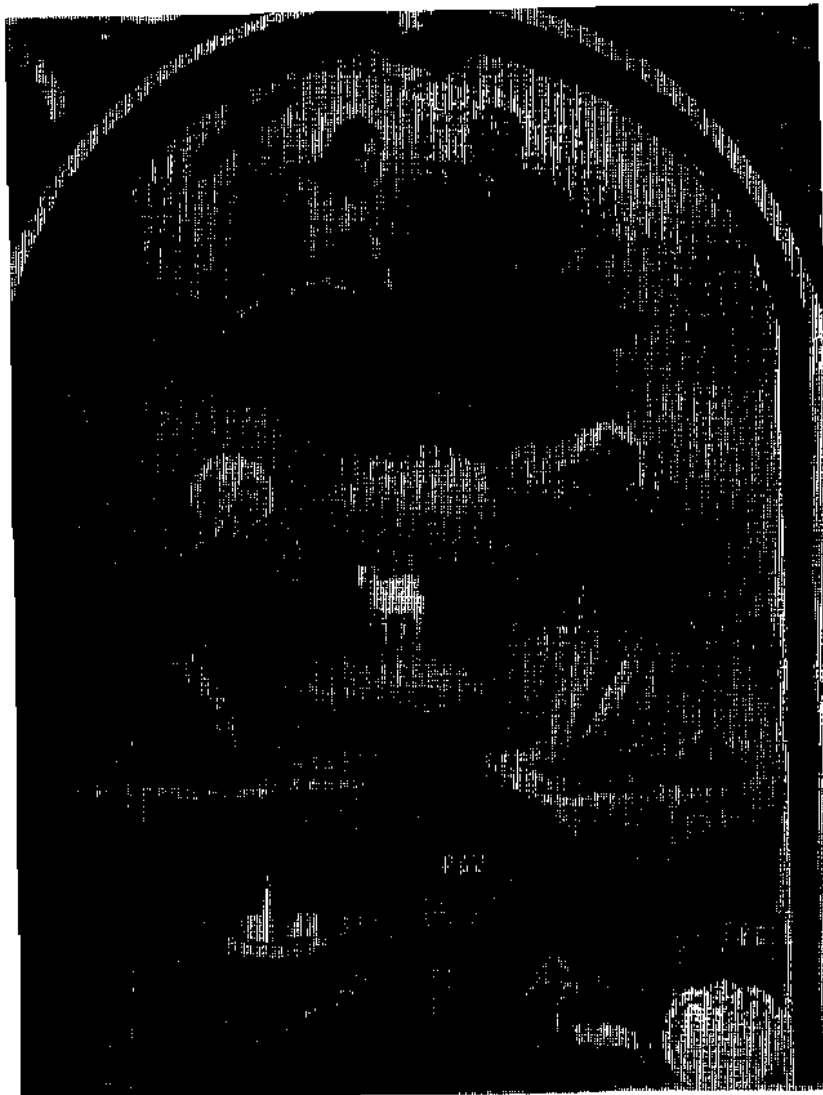


Foto Peter Sblidar

Obermauern: Votivtafel aus dem Jahre 1635. Der Text (rechts) lautet:
 „Zu der Peatzat nach Labant verlobt von den Gemeinden Firgen Bregraten 1636“

Anmerkungen:

- 1) S. dazu Miltner I (s. Anm. 5) Sp. 79, Anm. 45.
- 2) Eine spätantike Burg in Ostt., Ostt. Heimatblätter OHBI 1948/16, 4. S. dazu auch Osw. Menghin, Archäolog. Forschgen. in Ostt. 1943 u. 1944 (Schiern 23, 294ff) S. 238, der eigentlich als erster in unserem Raum auf den Santonino-Bericht (s. Anm. 3) einging. Zu den ersten, die auf Lavant aufmerksam gemacht haben, gehört auch H. Dolenz.
- 3) Als Sekretär der Patriarchatskanzlei von Aquileia begleitete er den Bischof Pietro von Caorle in den Jahren 1405-87. Erstausgabe des Itinerarium G. Vata (Studi e Testi 103, Vatikan 1943), deutsche Übersetzung Egger 1947. S. auch OHBI 1948/16, 7 - 9 u. M. Pizzini, Ostt. in alten Ansichten (Ostt. Bote 44/72) 43.
- 4) Ausg. Egger S. 30.
- 5) Seine Berichte erschienen in den Jahreshften des Osterr. Archäolog. Inst. (OJh): 38/1950, Beibl. Sp. 37 ff. (= I), 40/1953, Sp. 15 ff. (= II), 41/1954, Sp. 43 ff. (= III), 43/1956 - 58, Sp. 88 ff. (= IV), in den OHBI: 1948/16, 20, 1949/17, 16, 1950/18, 16, 1951/19, 10, 1952/20, 10, 1953/21, 10, 1954/22, 10; Aizinger: OHBI 1956/24, 11.
- 6) Auf die scharfen Angriffe H. Wiesfleckers in den OHBI 1951/19, 5-7 hat Miltner noch im selben Jahr OHBI 19, 8 geantwortet und sie in vielen Punkten ad absurdum geführt. Dennoch muß festgehalten werden, daß Miltners oft apodiktische Interpretationen auch anders gesehen werden können (s. dazu besonders unter IV, 2, VI, 4). Im Übrigen wurden ihm auch Dinge vorgeworfen, die gar nicht von ihm selbst, sondern von anderen Wissenschaftlern stammten (s. unter X).
- 7) Aizinger OJh 47/1964 - 65, Grabungen 1966 S. 64 ff.
- 8) Zu Miltners Berichten s. Anm. 5; weitere Veröffentlichungen Miltners: Lavant u. Aguntum, die frühgesch. Ruinen bei Lienz in Ostt. (Verkehrsverein Lienz + OA) 1950; Frühgesch. Siedlungen im Lienzer Becken, in Jb. öst. Alpenver. 1950 S. 30 ff.; Die Ausgrabungen v. Lavant, in Akten z. 3. Int. Kongr. f. Früh-Mittelalter-Forsch. 1951 (1954) S. 16 ff.; Aguntum u. Lavant, in Lienzer Buch (Schiernschr. 98, 1952) S. 209 ff. Bemerkungen z. Gesch. v. Lavant in Ostt., in Festschr. f. R. Egger II 1953 S. 426 ff. (= Carinthia I 143, 1953, S. 843ff.); Eine spätantike Bischofsburg, in Forschgen. u. Fortschr. 27, 1953 S. 153 ff.; Frühchristl. Kapelle aus Lavant, in Studi Aquileiesi a G. Brusin 1953, S. 299 ff.; Die spätantike Bischofsburg von Lavant/Ostt., in Osterr. Zeitschr. f. Kunst- u. Denkmalpflege 10, 1956 S. 1 ff.
- 9) Aizinger: s. Anm. 5 u. 7; Aguntum u. Lavant Führer durch die römische Ruinen Ostt. 1962 S. 39 ff.; Zur kunstgeschichtl. Stellung der korinthischen Kapitelle aus der Bischofskirche von Lavant in Ostt., in Wissenschaftl. Arbeiten aus dem Bgid. 35, 1966 (Festschr. A. Barb.) S. 38 ff.; Der gegenwärtige Forschungsstand der Grabstätten Aguntum u. Lavant, in Ber. 11. österr. Historikertag 1971 (1972) S. 39 ff.
Dazu kommen noch zahllose Zeitungsartikel Miltners u. Aizingers.
Lexikographisch wurde Lavant von folgenden Autoren behandelt: H. Hochenegg, Die Kirchen Tirols 1936, S. 269 f.; Egger, Ber. über die altchristl. Funde in Osterr. ab 1838, in Actes du V. Congr. Int. d'Arch. chrétienne 1954 (1957) S. 73 ff.; B. Noll, Frühes Christentum in Osterr. 1954 S. 92 ff.; G. C. Wenig, La basilica paleocristiana nelle diocesi settentrionali della Metropoli d'Aquileia, in Studi di Antiquità Christ. 24, 1956 S. 79 ff.; O. Nußbaum, der Standort des Lilurgen am christl. Aitar vor dem Jahre 1000, 1965 I S. 202 f.; Osw. Menghin - F. Huler s. v. Aguntum in Hb. der histor. Stätten Osterr. II 1966 S. 442 f.; Osw. Menghin in Lex. ur- u. frühgesch. Fundstätten Osterr. 1956 S. 108; L. Luchner in Reblams Kunstführer Osterr. 1958 S. 360 ff.; Dahl - Hb. Tirol 1958 S. 117 f.; E. Widmoer, Tirol von A bis Z 1970 S. 483 f.; J. Weingartner, Tiroler Burgen 1962 S. 90 (2 1972 S. 72); W. Knapp, Veröff. Mus. Ferdinandeum 38, 1958 S. 120.
Sonstige Erwähnungen etc. werden im Text bzw. in den Anm. zitiert. Von den populärwissenschaftl. Behauptungen sei nur Th. Mayers, Auf Römerstraßen durch Osterr. 1900 S. 50 ff. genannt.
- 10) Der Holzweg an St. Peter vorbei in R... .. Kralthof, der den Hügel heute mit dem Berg verbindet, ist moderne Zutat.
- 11) Hasler- od. Rieglbach; Auerling-, Dorf- od. Teibach.
- 12) Graben genannt; hier fließt der Auerlingbach durch.
- 13) Am Baglnn die Kote 869 m.
- 14) Westlich der Peterkirche die Kote 812 m. Es ist unwahrscheinlich, daß bei einem Falarutach

- 14) Dieben Eindruck hatte schon Santonino, Ausg. Egger a. a. O. S. 28.
- 15) Wenn der hl. Chrysanth (zusammen mit Darla) auch sicher erst spät hierher gebracht wurde (s. dazu G. Reitter OHBI 1970/36, 5 u. 8 - 10), so ist doch nicht auszuschließen, daß er einfach eine Ältere Schichte überdeckte: Der 736 m hoch gefegene Gipfel von St. Chrysanthen ist ähnlich wie Lavant ein idealer Punkt, seine unmittelbare Nähe zu Nörsach (wohl wie die Kärntner Ortsnamen Nörenach, Nöring und Norn nach E. Kranzmayer, Ortsnamenbuch v. Kin. II 1958 S. 165 vom slaw. *nora* = "Grube" als ehemaliges Bergbaugebiet zu erklären, worauf ja schon die dahinterliegenden Stollen und der Goldberg (deuten) verrät den Zusammenhang mit dem Bergbau, der seit dem 2. Jtsd. v. Chr. die wirtschaftliche Grundlage des Osttiroler Territoriums ausmachte. Eine uralte Beziehung zu Lavant konnte auch aus bestimmten Kultformen abgeleitet werden (s. XI, 2).
- 16) Gädnach u. Dölsach sind trotz ihrer Kirchenpatrone Georg u. Martin nicht e priori als voroder frühgeschichtliche Punkte anzusehen, wenn auch die beiden Heiligen als ehemals römische Soldaten (Ritter) schon sehr früh von den christlich gewordenen Hebrern verehrt worden sein mögen, woraus man auf ein kleines Militärlager im Gebiet von Dölsach zu schließen versucht wäre: Damit wäre dann der strategisch sehr günstige Punkt Wallenstein zu verbinden. Das Martins-Patrzonium ist aber wohl eher mit der zweiten Missionierung im 8. Jh. in Verbindung zu bringen (fränkischer Einfluß), wenn bei diesem auch stets an ältere Traditionen angeknüpft wurde. Somit kann auf dieser Grundlage kaum viel aufgebaut werden. Eher ist etwas mit den verkohlten Holzresten anzufangen, die im Dölsacher Schwemmkegel gefunden und nach der 14C-Methode in die Jahre 220 bis 140 v. Chr. datiert wurden (G. Platzer OHBI 1968/36, 10).
Ich habe den Namen Wallenstein (OHBI 1972/40, 10 Anm. 16) auf Restromanen bezogen: Pizzini machte mich dagegen darauf aufmerksam, daß er wohl eher auf Welsche aus Frauai, die von den Görzern hierher gebracht wurden, zurückgehe (vgl. dazu Weingartner a. a. O. 2 S. 110 f.); dennoch mag es sich hier um ein Zusammentreffen handeln, viele Wallen- bzw. Walchen-Orte können mit Keltoromanischem in Verbindung gebracht werden (vgl. dazu Kranzmayer a. a. O. I 1958 S. 40 ff., von dem auch die erste diesbezügliche Deutung von Wallenstein stammt: Einige Ostt. Ortsnamenprobleme, in Lienzer Buch S. 203).
- 17) Osw. Menghin a. a. O. S. 227 f.; Knapp OHBI 1953/21, 9.
- 18) Ab Anfang Februar trifft die Sonne mehr und mehr auf den Ort, während sie den Gipfel des Krahnbichls erst gegen Ende des Monats vom Schatten zu befreien beginnt.
- 19) S. dazu XI, 3.
- 20) Dies schon aus dem Grunde, daß nur eine dünne Erdschicht den Fels bedeckt. Die abfallenden Stellen zeigen dagegen dichten Bewuchs, weil hier die Sedimentation eine günstigere Unterlage geschaffen hat.
- 21) Zusammen mit den Lauen, den Aulacken, die hier sicher ein dichtes und weitverzweigtes Netz bildeten, war die Drau ein Schutzschild Lavants gegen Norden. Auf Grund der schwer passierbaren Auen führte ja auch die Hauptstraße immer am nördlichen Talrand entlang, an der Südsseite gab es höchstens einen Saumpfad, der die Punkte Lavant und Amlach verband. Die Wacht östlich Lavant dürfte die spätantike bzw. frühmittelalterliche Benützung dieses Weges entlang der Drau von Oberdrauburg bis Amlach anzeigen.
- 22) Die Bezeichnung "Lienzer Dolomiten" ist bekanntlich eine künstliche und wurde im letzten Jahrhundert eingeführt (s. dazu H. Gams, im Lienzer Buch S. 251); es ist ihr heute schon fast gelungen, den alten Namen "Unholden" vergessen zu machen. Interessant ist, daß mit einem der Gipfel, dem Grobnitz-Kopf (1504 m), ein Übersetzungspaar erhalten geblieben ist, denn das slaw. *grozna* bedeutet "schauderhaft" (vgl. unser Wort "Grausen"); etwas weiter östlich befindet sich die Unholden-Alm (1.780 m). Ganz allgemein kann man in diese Reihe auch die Gipfel Böseck (1.257 m) und Wilder Geern (1.771 m) - wie die vorigen östlich Lavant - und ähnliche Namen im westlichen Teil der Lienzer Dolomiten stellen, auch wenn solche freilich auch anderswo vorkommen. Auf jeden Fall scheint diesem Gebirgsstock schon immer ein Name angehaftet zu haben, aus dem der Schauer der Talbewohner hervorgeht, die diesem jedoch ursprünglich nicht als etwas Böses empfunden haben müssen. Ähnliche Verhältnisse zeigen sich auch in den südlichen Ausläufern der Glocknermassivs, wo

- neben einem *Grobnitzkogel ein Unholdenkopf erscheint (Urkunden v. 1601 u. 1583; s. O. Stoiz, Polit.-Histor. Landesbeschreibg. v. Südtirol = Schlierenschr. 40, 1937 S. 983).
- 23) Ich denke dabei an den im Klagenfurter Becken nachgewiesenen Bandkeramischen Kreis, von dem aus solche Vorebden entlang der Drau bis zum Lienzer Becken sicher denkbar wären.
- 24) H. Weingartner OHBI 1963/31, 7; R. Pittioni, Archaeol. Austriaca 33, 1963 S. 107 f. Vgl. dazu auch Osw. Menghin a. a. O. S. 296 u. 297 über neolithische (?) Funde aus Virgen.
- 25) Osw. Menghin a. a. O. S. 286 f.
- 26) Übersicht von Osw. Menghin im Lex. Fundet. Osterr. S. 172; A. Lippert, Das Grabfeld v. Wetzelsch (Antiquitas 3/12, 1972).
- 27) Miltner III Sp. 77 ff., OHBI 1952/20, 10, Lienzer Buch S. 211.
- 28) Miltner II Sp. 35 ff.
- 29) Es ist mir nicht verständlich, wie Osw. Menghin a. a. O. S. 188, auf die Hallstattzeit („Hb-c“) kommt.
- 30) S. dazu J. de Vries, Kelt. Religion 1901 S. 183 f.
- 31) Wenn gleich entsprechende Funde bisher noch immer fehlen (sie müßten ja auf dem Breitweg in Nußdorf und nicht in der Römerstadt gesucht werden!), kann die Gründung Aguntums - abgesehen von seinen Zusammenhängen mit dem einsetzenden Bergbau, der ja wohl als der einzige Grund für eine Dauerbesiedlung anzusehen ist - theoretisch bereits bald nach Beginn des 2. Jtsds. angesetzt werden, als die ersten Prospektoren aus dem Süden die Drau entlang bis hierher gelangten; spätestens jedoch gegen Ende des 2. Jtsds. (ob nun tatsächlich von "Illyrern" oder nicht, sei dahingestellt) muß es als Zentrum für das Osttiroler Bergbaugebiet gegründet worden sein. Das auffällige -ni-Suffix in seinem Namen weist es in die gleiche Zeit, vor allem aber deutet es auf jenen vor-indoeuropäischen Kulturkreis, dessen Gründungen sich vom östlichen Mittelmeer bis nach Gallien hinein erstreckten.
- 32) Miltner I Sp. 53 u. 60 ff.
- 33) Miltner, Lienzer Buch S. 211.
- 34) Miltner II Sp. 69.
- 35) Zum Grabstein (wie ihn Miltner bezichnet) des D. OPET- s. IV, 2.
- 36) Aizinger OJh 49/1966 - 68, Grabungen 1969 S. 54.
- 37) Miltner III Sp. 81.
- 38) Miltner IV Sp. 98 f.
- 39) Miltner II Sp. 90 f.
- 40) Miltner I Sp. 60 ff.
- 41) Dagegen Wiesflecker (s. Anm. 6); auch Osw. Menghin a. a. O. hat den Tempel zurückgewiesen. Beide sehen in dem Fundament die Reste des *Argentilla* der Burg Trettenstein (s. VIII, 1). Bei einer Begehung und Untersuchung gemeinsam mit den Herren Dr. M. Pizzini und M. Stachnauer gelangte auch ich zu derselben Überzeugung: Die Berücksichtigung der stratigraphischen Aufnahmen Miltners verstärkte den Eindruck später noch. Dennoch dürfte hier mehr als nur ein Bauwerk vorliegen (s. unten).
- 42) Miltner II Sp. 25.
- 43) Miltner II Sp. 17 f. m. Abb. 11.
- 44) Miltner a. a. O.
- 45) S. J. Moreau, Die Welt der Kelten 4 1965 S. 111 u. 254 (Taf. 58).
- 46) Dies hängt mit dem spezifisch keltischen Phänomen des Schädelkultes zusammen, der eine zentrale Rolle spielte, wie die unzähligen Belegfälle beweisen; s. dazu z. B. A. Ross, Pagan Celtic Britain 1967 S. 61 ff., de Vries a. a. O. S. 254 f.
- 47) So könnte der abgeschlagene Kopf des Levanter Blockes wie jener an der Westseite von St. Andreas in Palfradorf eingemauerte ausgesehen haben.
- 48) Miltner II Sp. 16 ff.

- 48) S. dazu *Karwiese* OHBI 1972/40, 1 S. 8.
- 50) III Sp. 71 f.
- 51) Miltner I Sp. 75 ff. m. Abb. 28.
- 52) Miltner II Sp. 67 ff., s. auch Zitat in Anm. 8 u. Alzinger daselbst. Vgl. Anm. 88.
- 53) Miltner II Sp. 28 f. in. Abb. 12.
- 54) Miltner I Sp. 73 ff.
- 55) S. dazu VIII, 1.
- 56) Denn es ist mehr als unwahrscheinlich, daß der Block von solcher Höhe abgestürzt sein soll, ohne sichtbaren Schaden genommen zu haben, ja überhaupt ganz geblieben zu sein, liegt er doch fest eine Tonne!
- 57) Es wäre ein leichtes gewesen, den ganzen Altartisch aus Bruchsteinmauerwerk zu errichten, wie solches ja auch zwischen den einzelnen Marmorstücken eingefügt ist.
- 58) Miltner I Sp. 19 ff. m. Abb. 10.
- 59) Die geringfügigste Abweichung wäre aus dem groben und unregelmäßigen Baumaterial zu erklären, obgleich das gar nicht nötig ist.
- 60) So auch nach Miltners Plan; I Sp. 80 gibt Miltner freilich 1,55 m, Sp. 73 jedoch „durchschnittlich 1,5 m“ an.
- 61) Diese liegt wegen des teilweise abfallenden Geländes nicht überall auf derselben Höhe; der Fundamentvorsprung muß aber in einer Ebene liegen.
- 62) = semiuncia von 0,123 m.
- 63) I Sp. 77 f.
- 64) Maximal 0,74 m stark, also 2,5 Fuß = 0,739 m; hier wäre dann aber wohl auch mit einem Vorsprung im Innern (für den Fußboden) zu rechnen, was eine Verringerung der Mauerstärke um etwa 0,123 m bedeutete.
- 65) Es gibt zwar solche Tempel mit noch stärkeren Mauern, doch haben diese zudem einen Umgang, auch besitzen sie größere Dimensionen, vgl. H. Wirth, Die quadrat. gallisch-röm. Tempel, Diss. Wien 1935.
- 66) Das würde bedeuten, daß die Kapitelle nur an drei Seiten auf Sicht hätten bearbeitet werden müssen; Dies trifft nun tatsächlich für die beiden Kapitelle aus der Bischofskirche zu (s. Anm. 52), wie schon Miltner II Sp. 68 beobachtet hat.
- 67) S. dazu allgemein Moreau a. a. O. S. 111 f. Beispiele für keltoromanische Höhenheiligtümer finden wir gerade in Kärnten: Burgstall bei St. Margarethen im Lavanttal (Egger, Anz. d. Osterr. Akad. d. Wiss. phil.-hist. Kl. 64, 1827 S. 4 ff.), Ulrichsberg im Zillfeld (Egger, Carinthia I 140, 1950 S. 29 ff.); andere solche Bezirke sind bisher nur durch bezeichnende Funde (Inschriften) bekannt geworden, z. B. Danielsberg im Mölltal s. dazu Dolenz im Lex. Fundst. Osterr. S. 281; weniger hoch, aber doch isoliert liegen die Bezirke in Hohenstein (s. Dolenz a. a. O. S. 38) u. Wabelsdorf (s. Dolenz a. a. O. S. 71). In Oberösterreich: Georgenberg bei Micheldorf (H. Vetter, OJh 43/1956 - 58 Beibl. Sp. 126 ff.). Diese Aufzählung ließe sich für Österreich noch weiter ergänzen und könnte mit Deutschland etc. fortgesetzt werden.
- 68) a. a. O. S. 238; s. dazu F. Kollreider OHBI 1964/22, 3 - 40 S. 10
- 69) Z. B. Pfünz in Bayern (H. Koethe, 23. Ber. Röm.-Germ. Komm. 1933, S. 84 f.), Moutiers in Savolen (Koethe a. a. O. S. 47).
- 70) Alzinger, der auch für die Datierung der christlichen Bauten in Lavant schon in das 4. Jh. eintritt, führt dies darauf zurück, daß die Kirche zu seiner Zeit erbaut würde, als der Tempelurum noch nicht eingesetzt hatte (vorheodolantisch).
- 71) S. dazu VIII, 1.
- 72) I Sp. 81; es gilt aber noch, dies wirklich zu verifizieren. Miltner hat die zweite Phase allerdings der Spätantike zugewiesen.
- 73) S. II Abb. 10, Schnitt AB u. Sp. 28 Anm. 12.
- 74) Z. B. St. Margarethen (vgl. Anm. 67).
- 75) Einer dieser Grabaltäre wurde 1971 unterhalb der Margarethenkapelle in Dölsach entdeckt (s. *Karwiese* OHBI 40, 1 u. 12).
- 76) S. oben u. Anm. 57.
- 77) S. auch Anm. 21.
- 78) S. dazu A. B. Meyer & A. Unterforcher, Die Römerstadt Agunt 1908 S. 95.
- 79) Meyer-Unterforcher a. a. O. S. 93 ff.
- 80) Meyer-Unterforcher a. a. O. S. 93.
- 81) I Sp. 83 ff., II Sp. 72 ff.
- 82) S. oben u. Anm. 4.
- 83) Alzinger OHBI 1956/24, 11.
- 84) Kelt, Brautfahrt, etrusk. Hadafahrt u. der gentius cucullatus (OJh 35/1943 S. 138 ff.).
- 85) Das ganze ist, so wie Bulle es sieht, gut zu vergleichen mit der Brautfahrt der Paola Gonzaga (vgl. M. Kollreider, im Lienz Buch, S. 137 ff.).
- 86) S. Anm. 4.
- 87) Die Stelle heißt heute noch das „Törl“, was als schönes Beispiel für das lange Überleben alter Erinnerungen anzusehen ist.
- 88) OHBI 1943/18, 20.
- 89) So Miltner, aber auch Wiasflecker; In Wirklichkeit handelt es sich hier aber um den Pelles.
- 90) I Sp. 47 ff.
- 91) S. Anm. 2.
- 92) OHBI 1851/18, 6.
- 93) Sie werden unter VIII, 1 behandelt.
- 94) Wiasflecker stellte die wirklich völlig andersartige Mauerung in Aguntum gegenüber, wollte aber „diesen Gesichtspunkt nicht überbetonen“; demü schlug er jedoch schon eines irrelevanten Weg ein, denn Bechetalne und Kalkbruchetalne sind eben nicht miteinander zu vergleichen oder als zeitliche Gegensätze hinzustellen.
- 95) Miltner I Sp. 84 Anm. 83.
- 96) Miltner I Sp. 83 ff. m. Abb. 15.
- 97) Miltner I Sp. 85 m. Abb. 31.
- 98) S. Anm. 6.
- 99) Diese hätte nur aus dem Jahre 1444 stammen können, s. dazu VIII, 1.
- 100) Anläßlich einer Begehung des Kirchblechs durch Archäologen ist schon einmal festgestellt worden, daß hier zwei Bauschichten vorliegen (Hinweis H. Vettors); dies müßte natürlich noch einmal überprüft werden. S. auch VIII, 1 am Ende.
- 101) Den besten Überblick bei Vettors, Das Problem der Kontinuität von der Antike zum Mittelalter, Gymnasium 78, 1966 S. 501 ff.
- 102) Egger OJh 25/1929 Sp. 186 ff.
- 103) Egger, Frühchristl. Kirchenbauten im südl. Norikum 1916 S. 97; Vettors a. a. O. S. 508.
- 104) Egger, Teurnia (Führer: Die röm. u. frühchristl. Altentümer Oberklns.)⁶ 1970.
- 105) Berichte Miltner II Sp. 39 ff., III Sp. 43 ff., IV Sp. 92 ff.
- 106) S. Alzinger, Führer S. 42.
- 107) Miltner II Sp. 70 ff., bes. Sp. 81.
- 108) Alzinger (s. Anm. 7).
- 109) S. Anm. 108.
- 110) II Sp. 53 m. Abb. 34.
- 111) Egger, Carinthia I 140 (1950) S. 54 ff.
- 112) S. Anm. 103.
- 113) S. Anm. 102.
- 114) II Sp. 77 ff.
- 115) Dolenz, FS f. G. Moro 1962 S. 36 ff.
- 116) Miltner II Sp. 43 ff. kam zu seiner Deutung als Taufbecken wegen der mit einer Öffnung versehenen Bodenplatte, die freilich sonst nicht zu erklären scheint; die Öffnung ist jedoch von einem aufgeworfenen Wulst umgeben, was das Abfließen des Wassers eher erschwert, zudem konnte keine Abzugsleitung nachgewiesen werden; Es handelt sich daher wohl um ein sekundär verwendetes Stück (obwohl das Loch immer noch merkwürdig bleibt).
- 117) Egger, Frühchristl. Kirchenb. S. 78 ff.
- 118) Darauf hat auch schon E. Lehmann, Die frühchristl. Kirchengemeinden der Bischofsalta im dt. Raum (Akten vom VII. Int. Kongr. f. Frühmittelalterforsch. 1962 S. 89) Anm. 6 hingewiesen.
- 119) Sollte hier aber vielleicht doch eine umgekehrte Folge: Apala mit abbezogener Priesterbank, danach Umwandlung zur isolierten Priesterbank und Vergrößerung des Baues durch die Apala + Sakristeien vorliegen?
- 120) Miltner II Sp. 50 ff.
- 121) II Sp. 89.
- 122) FS A. Barb (s. Anm. 8).
- 123) S. Anm. 68.
- 124) Miltner III Sp. 73 ff.
- 125) Miltner III Sp. 68 ff.
- 126) Miltner III Sp. 72, deutete den Bau als Grab des D. OPEP (rlua?), doch ist zumindest unwahrscheinlich, daß ein solches mit einer einzeiligen Inschrift versehen war.
- 127) Miltner IV Sp. 102 ff.
- 128) II Sp. 28 ff.
- 129) S. VI, 4 u. VIII, 2.
- 130) Miltner II Sp. 83 ff.
- 131) Miltner II Sp. 84.
- 132) H. L. Wernke, Ur- u. Frühgesch. sowie mittelalt. Kulturpflanzen u. Hölzer . . . , Arch. Austr. 39 (1961) S. 86 f.
- 133) Seit dem Toleranzedikt vom Jahre 313 hatte die junge Religion ja endlich ihre Freiheit erreicht und konnte sich nun ungehindert entfalten. Überall - auch in Noricum - breiteten sich die Gemeinden aus, und in den wichtigsten saßen die Bischöfe; einer der Aguntiner Bischöfe, namentlich leider nicht genannt, nahm 343 an der Synode von Sardica/Thrakien (Athanasios, hist. Arian, ad mon. Sp. 249) teil. Auf diese frühe Zeit geht möglicherweise z. B. - zumindest indirekt - das Patronat der Helena, die als Mutter Konstantins zu einer großen Kirchenstifterin wurde, in vielen Kirchen unseres Landes zurück; in Osttirol sind zu nennen die Kirche im Heiligenental (vgl. dazu F. Kollreider, im Lienz Buch S 22 ff.) und jene in Nußdorf, die beide mit uralten Positionen in Zusammenhang gebracht werden können. In Kärnten ist es der Magdalensberg (Helenenberg), dessen Name - ganz abgesehen von der römischen Stadt - solcherart in die Frühzeit weist.
- 134) Einen ähnlichen Vorgang meine ich in Pettau nachweisen zu können, s. dazu Anm. 148.
- 135) *Codex Theodos.* XVI 10, 10.
- 136) S. Anm. 70.
- 137) *Cod. Theod.* IX 14, 2.
- 138) S. auch Miltner I Sp. 94 ff.
- 139) Vgl. dazu oben II.
- 140) Dies ergibt sich zumindest aus dem Befund innerhalb der Therme der Stadt, wo bis zum letzten Augenblick noch Besucher weilten, wie ich aus dem Münzfund, der die letzte Tageslosung repräsentiert, geschlossen habe (OJh 47/1964 - 65, Grabungen 1966 S. 47 ff. u. OJh 48/1966 - 67, Grabungen 1967 S. 45 f.).
- 141) *Karwiese* OHBI 1972/40, 1 S. 7.
- 142) S. Anm. 17.
- 143) *Knepp* a. a. O. u. Veröff. Mus. Ferdinand. 38, 1958 S. 113 ff.
- 144) Unterhalb des Schlosses wurde der schöne Dioskuren-Altar ausgegraben, der auf ein altes Heiligtum schließen läßt (Meyer-Unterforcher a. a. O. S. 79 ff.).

- 145) Meyer-Untarforcher a. a. O. S. 99 ff.; L. Plank, in Ber. 11. Historikertag 1971 (1972) S. 40 ff.
- 146) Trotz aller anscheinend gegenteiliger Evidenz dürfte in Patriasdorf nichts anderes vorliegen als die christliche Oberschichtung eines offenbar bedeutenden heidnischen Platzes, wie die von Zlank zutage geförderten Reste von monumentalen Grabbauten bezeugen. Danach könnte hier die römische Straße vorübergeführt haben, neben der sich — wie östlich von Aguntum (s. Anm. 75) — nach der üblichen Manier eine Nekropole befand; wahrscheinlich lag hier aber auch ein gewisses Beilungszentrum, das ähnlich wie Lavant das christliche Superstrat notwendig machte. Dabei spielte aber wohl auch der nahe Übergang über die Isel eine Rolle, der trotz anderer Meinung (s. dazu Meyer-Untarforcher a. a. O. S. 103) eher schon im Iseltal als im unregulierten Mündungsbereich von Drau und Isel zu suchen ist (also geht Schloß „Bruck“ auf die Nachfolgerin dieser alten Brücke zurück). Die Anlage einer Fließburg um die frühchristliche Kirche ist zwar vorstellbar, müßte aber einen gewaltigen Aufwand gekostet haben (künstlicher Graben an der Nordseite, hohe Ringmauern), da hier von Natur aus wenig Schutz besteht. Es müßte einmal im Pfarrgarten gegraben werden, ob sich vielleicht doch etwas findet.
- Hier ist noch ein Gedanke auszusprechen: Der Hügel von Patriasdorf lag für Gräber hoch genug — die hier — wie es der antiken Vorstellung entsprach — stolz weit ins Land hinein blickten; aus diesem Grund war der Platz sicher teuer und konnte nur von den Begüterten belegt werden, was sich ja auch an den Marmorfunden ablesen läßt.
- 147) S. Anm. 16.
- 148) Die frühchristlichen Blatümer waren kleiner als heute und deckten sich vermutlich mit dem Territorium einer Stadt (Municipium): Im Falle also mit dem Gebiet zwischen Kämtner Tor und Mühlbacher Klaus, Matrejer Tauern und Lienzer Dolomiten. Ursprünglich war Aguntum wohl auch in kirchlicher Hinsicht der Provinzhauptstadt Virunum unterstellt, die wiederum von Aquileia abhing, S. auch den sehr nützlichen Überblick von P. Unterwiesinger, Der Wandel der Diözesangrenzen in Ost., im Lienzer Buch S. 79 ff.
- 149) Dieser ist freilich noch zu suchen, denn bisher ist nur die Friedhofskirche bekannt. Nicht stimme ich mit der Meinung überein (Wiesinger, im Lienzer Buch S. 157 f.), wonach die Bischofskirche in Patriasdorf (die dort aufgedeckte ist zwar ebenfalls mit einem Bischofsthron versehen) gestanden haben soll: Es ist nicht einzusehen, warum der Bischof in 5 km Entfernung von der Hauptstadt des Bezirkes residieren habe (hier ist freilich zu betonen, daß sich unser Bild des späteren Aguntum heute geändert und erweitert hat: Die Stadt wurde nicht wegen einer Überschwemmungskatastrophe im 4. Jh., sondern eben erst 406 nach dem Barbarian-Überfall aufgegeben). Die Bischofskirche von Patriasdorf ist vielmehr als Filiale von Lavant anzusehen (vorher natürlich Aguntum), wo der Bischof bisweilen an besonders wichtigen Zeremonien teilnahm bzw. in Abständen zelebrierte. Umgekehrt eine Priorität von Patriasdorf schon für die Zeit vor 400 annehmen zu wollen, ist auch aus historischen Gründen nicht zulässig (s. VII).
- 150) Millner III Sp. 48 f. u. 53 ff. m. Abb. 26 — 29.
- 151) Zum Verfall s. Millner IV Sp. 97, der auch davon spricht, daß die Kirche „für die Gemeinde zu groß geworden war“, was aber nicht sehr überzeugend ist; besser ist sein Verweis auf den Wandel der Liturgie.
- 152) Millner IV Sp. 98.
- 153) S. Anm. 151; Nußbaum a. a. O. S. 406 ff.
- 154) II Sp. 60 f. m. Abb. 38.
- 155) Eine Ausbeesserung, die ja denkbar wäre, ist jedenfalls nicht nachweisbar.
- 156) S. dazu de Vries a. a. O. S. 164 ff.
- 157) de Vries a. a. O. S. 166.
- 158) So z. B. sehr deutlich in Le Mans (E. Krüger, Germania 28, 1944 — 50, S. 220 ff.).
- 159) Einige sind bei de Vries a. a. O. S. 166 f. angegeben: Neben dem Stein in der „Zelle“ des Hl. Wolfgang (Attersee) nennt er noch andere Beispiele (von E. Burgstaller gesammelt) aus Oberösterreich, daneben aber auch solche, wo der betreffende Felsblock sich außerhalb der Kirche befindet. In diesem Zusammenhang muß auch das heute noch als „Opfermauerl“ bezeichnete Exemplar im Trojortal bei St. Jakob i. D. genannt werden. Burgstaller kennt freilich noch weitere Beispiele, von denen er mir freund-
- licherweise Rappottenstein in Niederbayerisch und Burg Taufers in Südtirol nannte; über den „Heidenstein bei Elbenstein (OO) u. seine volkswissenschaftl. Probleme“ hat er eingehend in den OHBl 23, 1969 S. 78 ff. gehandelt.
- 160) Matthäus 16, 18: et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam. Ein ähnlicher Gedanke ist schon einmal in Lavant geäußert worden (freundliche Auskunft R. Stiglmayr).
- 161) Wollte man dieses Patrozinium nur mit der zweiten Missionierung des 8. Jhs. in Zusammenhang bringen, müßte man doch zugleich an die Tatsache denken, daß man damals nach Möglichkeit an ältere Traditionen anknüpfte (s. aber auch XI, 1). Hier muß allerdings auch beachtet werden, daß nach der Beobachtung Burgstaller sehr oft ein Marienkult mit den „Heidensteinen“ gekoppelt ist, was für Lavant allerdings nur scheinbar paßt (s. XI, 1; es ist dabei aber immer im Auge zu behalten, wie alt der jeweilige Marienkult ist, und ob er nicht auf einen älteren „männlichen“ Kult folgt).
- 162) 1. Korinther 10, 5: bibebant autem de spirituali... petra: petra autem erat Christus. Maximus v. Turin (8. Jh. n. Chr.), homilia 68, deutete das noch weiter aus: ut petra eret Christus, ille per Christum Petrus factus est petra... sicut in deserto dominico altissimi populo aqua fluxit e petra, ita universo mundi ariditate laesato de ore Petri fontis salutiferae confessionis emersit.
- 163) Vgl. dazu de Waal, in Real-Encycl. des christl. Alterth. II 1889 S. 609: aqua baptismatis defluit de petra.
- 164) Derartige Legenden sind ja bekannt, s. Burgstaller a. a. O. S. 82.
- 165) Und dennoch hat man ihn immer wieder dulden müssen, ihn bisweilen sogar einbezogen (vgl. Anm. 31b).
- 166) IV Sp. 118 ff.
- 167) Santorino S. 137 (Ausg. Vale, s. Anm. 3); Notariatsakt von 1385 (tradiert durch A. Roschmann, Hs. Innsbr. Bibl. Dip. 947 S. 117). Eine eingehende Untersuchung des Komplexes nahm Millner, FS Egger S. 426 ff. vor.
- 168) a. a. O. Anm. 4. Vgl. dazu die Bemerkung J. Stadlhuber zum Ableßbrief Innozenz' VIII (OHBl 1951/18, 11).
- 169) Ausg. Egger S. 28.
- 170) S. dazu X.
- 171) Menghin-Huter a. a. O. beziehen diese Nennung allerdings auf St. Peter, doch ist im Text nur von einer ecclesie in monte Laant die Rede. Vale hat e. a. O. S. 137 Anm. 2, versucht, die Lao-IV.-Tradition auf Lao IX. (1040 — 54) umzumünzen, wozu wiederum das Ulrichs-Patrozinium bestens paßt (s. XI, 1).
- 172) II Sp. 66 ff., III Sp. 31 ff.
- 173) Die Begehung (s. Anm. 41) führte zu diesem Ergebnis.
- 174) S. Anm. 12b.
- 175) Pizzini übersandte mir freundlicherweise seine Gedanken zur Baugeschichte von St. Peter, die er etwas anders sieht: Entsprechend den Resultaten der genannten gemeinsamen Begehung möchte er daran festhalten (wie ich es anfänglich auch tat), daß die unterste Apels nicht über, sondern unter dem Mauergeviert liegt. Dagegen kann vom Streigraphischen eo ipso nichts eingewendet werden, weil die Schleifung eine Chronologie nicht mehr erkennen läßt. Auf diese Weise würde der Bergfrit nach der Kapelle errichtet worden sein, wofür insbesondere der Umstand spräche, daß es unverständlich ist, warum — im umgekehrten Fall — die Kapelle ausgerechnet in diesen hinein gebaut worden sei. Nicht zuletzt würden sich die Bauphasen der Peterskirche auf 2 verringern, was dem zur Verfügung stehenden Zeitraum zwischen dem 14. Jh. und 1485 besser entspräche.
- Ist eine derartige Aufschlüsselung zugebennermaßen auch sehr überzeugend, möchte ich meine doch dagegen stellen: Für mich liegt die Apels über dem Mauergeviert und ist als Urzelle von St. Peter anzusprechen, denn dessen Chor ist genau darüber gebaut. Es wäre unwahrscheinlich, wenn nach dem Niederreißen einer romanischen Kapelle, deren Grundmauern von denen eines Bergfrits überlagert wurden, bei der Errichtung einer neuen Kapelle über dem gleichfalls geschleiften Bergfrit dieselbe
- In exakt gleicher Achse wie jener längst vergangene Kapellenbau angelegt worden wäre. Es bleibt nur zu hoffen, daß bei einer Nachgrabung dieser Fregenkomples geißel werden kann.
- 176) I Sp. 57 ff. u. 68. Eine Übersicht in FS Egger S. 433.
- 176) S. Anm. 140 u. 141.
- 177) Millner II Sp. 37 f., III Sp. 80.
- 179) Darüber hat eingehend Vettera, in Anz. Österr. Akad. d. Wiss., philoa.-hist. Kl. 108, 1969 S. 75 ff. gehandelt.
- 180) Nach Egiptius, vita Severini c. 25.
- 181) S. Karwiese OHBl 1972/40, 10.
- 182) Inwieweit Patriasdorf damals in Mitleidenschaft gezogen wurde, müßte einmal durch eine Grabung außerhalb der Kirche untersucht werden; die Grabung im Inneren (s. Anm. 145) scheint dazu nichts erbracht zu haben.
- 183) Zur Belagerung Egiptius a. a. O. c. 17, 4.
- 184) S. Anm. 183. Teurnia konnte wegen der Belagerung ebenfalls keine Sendung abschicken, was in der Vita aber vermerkt ist. Entweder ist dies darauf zurückzuführen, daß Teurnia eben als die Metropole (als Nachfolgerin von Virunum) bedeutender war als Lavant, oder aber Lavant bildete damals gar keinen eigenen Bischofssprengel mehr und war nur noch ein castellum des Metropolitens von Teurnia; dies ist aber doch zu unwahrscheinlich.
- 185) Teilweise mag sie auch durch die Dreu gebildet worden sein; vgl. R. Heuberger, Räten im Altertum u. Mittelalter (Schlernachr. 20, 1932) S. 125 ff.; E. Scheffran OJh 42/1955 Sp. 111 ff.
- 186) Schaffran a. a. O. Allgemein kann man zwar lesen, daß das Ostalpengebiet bis zur Donau dem Theoderich-Reich eingegliedert gewesen sei, doch erscheint dies zumindest von Verwaltungstechnischen her eher fraglich (s. dazu M. Löwe, in Gebhardt, Hb. der dt. Gesch. 1970 = dtv 4202, S. 24). Daß Theoderich im Anschluß an Odowakar dieses Territorium beanspruchte, wird sicher zutreffen.
- 187) Löwe a. a. O. S. 51 f.
- 188) Die beiden diesbezüglichen Stellen (Paulus Diacon., Historia Langobard. II 4 und der Bischofsbrief vom Jahre 591 an Kaiser Mauritius Tiberius) scheinen Aguntum zu nennen, doch gibt es dabei einige Ungereimtheiten, auf die ich hier aber nicht eingehen kann. Schon Heuberger a. a. O. S. 258 ff. hat gewisse Zweifel geäußert. Auch Osm. Menghin, Tirol Wirtschaftsstudien 26 (FS F. Huter) 19 S. 263 ff. zielt in diese Richtung.
- 189) So zumindest nach seiner eigenen Aussage (Brief von 539 an Kaiser Justinian I.), die aus propagandistischen Gründen mit Sicherheit übertrieben war (vgl. Heuberger a. a. O. S. 259 f.).
- 190) Paulus Diacon. (s. Anm. 188).
- 191) S. dazu Heuberger a. a. O. S. 261.
- 192) Mon. Germ. histor. auct. ant. IX 1.
- 193) Gesch. Italiens im Mittelalter 1897 I S. 351 f.
- 194) S. dazu Heuberger a. a. O. S. 262 f. u. gleich unten.
- 195) Paulus Diacon. II 13.
- 196) S. dazu M. Schuster, in Pauly-Wissowa (Real-Encycl. = RE) VIII A 1, 1956 Sp. 687.
- 197) Devor hat schon Heuberger a. a. O. S. 263 gewarnt.
- 198) Mon. Germ. histor. auct. ant. IV 1; H. Wopner, Die Reize des Van. Fort. durch die Ostalpen (Schlernachr. 9) 1925.
- 199) I Sp. 89.
- 200) Führer S. 14.
- 201) RES uppl. XII 1870 Sp. 5.
- 202) (V) l a s i c a, wozu volksetymologisch Leach schützen od. Lohnschützen entstand (über Lanzleke, Lanzschige, Lancleca), ein Flurname, der nicht nur im Gemeindegebiet von Döblich, sondern auch im Iseltal auftritt (nach Meyer-

- Unterforcher a. a. O. S. 13 Anm. 2). Eine Parallele findet sich in Läschitz (Lendorf bei Spital/Dr.) auf dem Boden des ehemaligen Tournle (s. Kranzmayer a. a. O. I S. 137).
- 203) Karwiese OHBI 1972/40, 10.
- 204) Zu den einzelnen Details s. Heuberger a. a. O. S. 143 ff. u. 282 f.
- 205) G. Piccolini, Pro Austria Rom. 23, 1873 S. 9 ff.
- 206) IV 7.
- 207) Paulus Diac. IV. 10.
- 208) Paulus Diac. IV 39: *Hic temporibus morato Teasallone duce Balcariorum filius eius Garibaldus in Agunto a Slavie devictus est et Balcariorum terminum deprædantur. Resumptis tamen Balcarioribus et præcedas ab hostibus excutiunt et hostes de suis finibus pepulerunt.* Hier ist zu beachten, daß diese Stelle zwar sehr oft, aber meist nicht vollständig zitiert wurde; so entfiel die landläufige Meinung, mit dem Jahre 810 sei Osttirol slawisch geworden. In diesem Zusammenhang muß auch darauf hingewiesen werden, daß die Besitzergreifung von Medarla (Paulus Diac. IV 38) durch die Slawen nicht auf Windisch-Matrel zu beziehen ist, sondern auf Maglern, wie die Verbesserung auf *Meclaria* bewiesen hat (Egger, Frühchristl. Kirchenb. S. 98 ff.).
- 209) *riolum montia Anrasl* (s. dazu Heuberger a. a. O. S. 284); es scheint sich dabei um den Mühlbach zu handeln, der von der Anraser Alpe herunterkommt; Tatsächlich muß jedoch der Kristelnbach (Christenbach) gemeint sein, der ja auch später eine wichtige Grenze gebildet hat (s. Stolz a. a. O. S. 474, 601 u. 643), sein Name wird wohl auf romanische Christen zurückgehen, deren Gebiet er begrenzte (also eine slawische Nomenklatur, etwa aus *Krsna potok* entstanden, vgl. Kranzmayer a. a. O. I S. 131). Andererseits gibt es 2 km westlich dieser Linie noch eine slawische Flur, Plantizen = „Waldlichtung“; man wird also nicht mit einer scharfen Grenze zu rechnen haben.
- 210) S. Anm. 150.
- 211) *Conversio Bagoarum et Carantanorum 5* (Mon. Germ. script. IX): *dedicaverunt ibi ecclesiam sanctae Mariae (Marie Saal) et altam in Liburnia (Taurina) civitate... et in alia quem plurimissima loca...*
- 212) S. dazu Wiesflecker, Lienz im Mittelalter, im Lienz Buch S. 160 f.
- 213) S. Anm. 152.
- 214) a. a. O. S. 161.
- 215) Urkundl. zum ersten Mal kurz nach 1076 genannt (s. Wiesflecker a. a. O. Anm. 19).
- 216) Für die historische Entwicklung der Zeit zwischen Karl d. Gr. und den Görzern vgl. am besten Wiesflecker a. a. O. S. 161 ff. u. E. Zöllner, Gesch. Osterr. 4 1970 S. 81 ff.
- 217) S. dazu K. Trotter, Geschichtl. über Lavant im Mittelalter, OHBI 1927/4 S. 16; s. auch Anm. 290.
- 218) I Sp. 57 ff. m. Abb. 17.
- 219) Miltner I Sp. 67 Anm. 22, II Sp. 38. Bitschnau machte mich auf den Querriegel in der Mitte des Grabens aufmerksam, der aus dem ehemaligen Auflager der Zugbrücke entstanden ist.
- 220) S. Anm. 13. Zum „Purgetal ob der Kirchen“ (Hs. von 1658) s. Meyer-Unterforcher a. a. O. S. 83 Anm. 2; ebenso in der Chronik des Wolksteiners M. Sittich von 1600 (s. N. Hörl OHBI 1971/38, 6); zum „Altenburgstall“ s. Anm. 68. An dieser Stelle ist zu vermerken, daß für Lavant zwei Schlösser bezogen sind (s. Miltner, FS Egger S. 433 ff.), ein oberes und ein niederes (Trotter a. a. O. S. 22), womit aber wohl die Entwicklung vom Dorf (Haus-Nr. 1) zum Hochsitz zum Ausdruck kommt; s. VIII.
- 221) S. Knapp, Veröff. Mus. Ferd. 38, 1968 S. 109 ff.
- 222) S. oben u. Anm. 72.
- 223) Od. Tretenstein; auch Tretenbrenn ist überliefert (Roosmann S. 130, zit. bei Miltner, FS Egger S. 432; hs. Notiz in Bräun, zit. bei Meyer-Unterforcher a. a. O. S. 86). Tretenstein klingt wie ein typisch bairischer Burgname (vgl. dazu Kranzmayer a. a. O. II S. 147) und könnte in dieser Form etwa auf *Tretse* = Almwiese s. J. Schetz, Wtb. der Tirol. Mundarten II 1955 = Schlernsch. 120, S. 646) zurückgeführt werden, wobei für die Umlautung der gegenüber liegende Trattenberg (1583 Trätenberg, s. Stolz a. a. O. S. 885) als Berg heranzuziehen wäre. 224) S. Anm. 223. Es muß sich hier um keine Verschreibung handeln, wie Miltner a. a. O. vermerkt, sondern ist höchstens eine volksetymologische Umdeutung: Treten = „treten“ und brenn von „brenn“ (s. Schetz a. a. O. I 1955 = Schlernsch. 119, S. 108), was man mit Gerste od. Ä. auflösen könnte; also ergäbe sich ein „Tritt die Gerste“: Ob damit ein Dreschplatz unter freiem Himmel oder etwas Ähnliches, das für die Lavanter so aussah, gemeint ist, entzieht sich der Untersuchung. Ich danke Frau Univ.-Prof. M. Hornung für den entsprechenden Hinweis.
- 225) Trotter a. a. O. S. 19.
- 226) Miltner I Sp. 69.
- 227) Miltner II Sp. 38 m. Abb. 19. Bitschnau zog am 1. 3. 73 aus der Fellsemmen ein Eisenmesser, das gleichfalls nicht viel hergibt.
- 228) Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Bitschnau.
- 229) Trotter a. a. O.
- 230) Auch diesen Hinweis verdanke ich Bitschnau.
- 231) S. Trotter a. a. O. S. 19 ff.
- 232) S. Wiesflecker OHBI 1961/19, 6 Anm. 13.
- 233) Wiesflecker a. a. O. (am Ende).
- 234) S. auch oben u. Anm. 100.
- 235) Wiesflecker denkt an die Zeit nach der Übergabe (s. Anm. 232).
- 236) Aus diesem Sachverhalt könnte man freilich ein weiteres Argument für Miltners Abfolge: Tempel = frühchristliche Kapelle = mittelalterliche Kapelle = gewinnen, denn es fragt sich, warum man St. Peter nicht neben dem Baumaterial errichtet, sondern dieses erst beiseite geschafft hat; das wäre bei einem mutwillig zerstörtem Tempel anders gewesen, denn hier hätte zuerst einmal Ordnung gemacht werden müssen. Vgl. aber auch Anm. 175.
- 237) Miltner I Sp. 72 Anm. 34.
- 238) II Abb. 10 (Schnitte AB, GH, IK, LM).
- 239) II Sp. 28 f.
- 240) Oder aber man gibt Miltner wiederum recht (s. Anm. 238) und nimmt mit ihm eine romanische Kapelle als Vorläuferin von St. Peter an. S. auch Anm. 175.
- 241) S. dazu Miltner I Sp. 70.
- 242) Bei Miltner II Sp. 32 ff.
- 243) Aug. Egger S. 28.
- 244) S. dazu Miltner I Sp. 71.
- 245) Santonino Aug. Vols S. 136 f.
- 246) Miltner II Abb. 10 (Schnitte CD, IK).
- 247) Ich verweise hier auf die Zusammenstellungen bei Luchner, Dehio Tirol (s. Anm. 8) u. F. Kollreider OHBI 1952/22, 3-4.
- 248) Carinthia I 112 (922) S. 102 f.
- 249) OHBI 1832/10 S. 99.
- 250) S. dazu Widmoser a. a. O. S. 355. Allerdings wird es schon 1560 als berühmtes Bad erwähnt, s. Pizzinini, Oat. in alten Anz. 5.
- 251) Hs. 1942, deren Einsicht ich Herrn Notar Dr. H. Rohrer verdanke
- 252) Zuerst zitiert von Egger OHBI 16, u. Miltner 16, 18, erst dann veröffentlicht im Lienz Buch S. 202 ff., wiederholt im Ortsnamenb. f. Ktn. II S. 138 u. in Veröff. Inst. f. Volkskunde, 2, 1967 S. 263.
- 253) OHBI 1961/19, 7; der Grund liegt natürlich darin, daß Wiesflecker Argument schon für seine irrige Deutung des Namens Debant (OHBI 1948/14 S. 14) „besetzt“ hatte. (Die Form Debant ist freilich erst ab den Jahren um 1700 nachweisbar, ursprünglich lautete es Dewalne, was in der mundartlichen Form Debn noch deutlich nachklingt; vgl. auch OHBI 1948/17, 2).
- 254) Zum Ost. Ortsnamen Lavant, in Feestschr. W. Brandenstein, Innbr. Beitr. zur Kulturwiss. 14, 1968 S. 369 ff.
- 255) Entsprechend der Beschreibung im Ortsführer „Matrel in Oat.“ o. J. S. 85 (L. Anzinger) liegt dieses Lavant (hier Lavend geschrieben) am Bergfuß. Man könnte sich also eine ursprüngliche Bezeichnung „In der Lavend“ sehr gut vorstellen.
- 256) Es sei denn, man wollte Lavant wegen des -nt eine selbständige Gründung wie Aguntum innerhalb der Ortsnamen-Familie des 2. Jhdts. v. Chr. ansehen und ein „Loentum“ od. „erschillen“, wobei hier sogar eine Ähnlichkeit mit Lienz entstände; dafür spricht aber doch kaum etwas.
- 257) S. dazu Alzinger (s. Anm. 36).
- 258) Kranzmayer a. a. O. hat zwei Parallelen auffindig gemacht: *Eismunt* = Enneberg („dr eine Pürg“) und *Eilakassas* („die jenseitigen Häuser“), beide in Ladinien (Marebbe); ich kann eine Osttiroler Parallele anfügen: *Eilapart(e)* südlich Kals, das als „der jenseitige Teil“ am Ausgang des Fall Windes (= *vallis*, also „Tal der Winden“, s. Brandenstein OHBI 1932/10 S. 81) als deutlich romanischer Punkt sich zu erkennen gibt.
- 259) Plinius nat. Hist. 3, 146; Itiner. Antonin. 278, 7; Corpus Inscr. Lat. II 11485, VI 1569, 32624 b XVI 98; Prolemios-Karte; Miltner II Sp. 67, IV Sp. 98 (hier ist zwar *blab A / ... NT* erhalten, doch kann aus Platzgründen nur AG/VNT ergänzt werden).
- 260) Corpus III 5688 (gefunden in Wasserburg/Inn).
- 261) Mon. Germ. Hist. leg. aevi. III concil. II/II S. 538 u. Chron. Patr. Grad. (Mon. Germ. scripl.) 9, 363.
- 262) Zur Reise des Fortunatus: II 13, zum Baiern-Slawen-Kampf: IV 39.
- 263) Hist. Langob. II 4. Ich werde darüber später gesondert abhandeln, vgl. Anm. 188.
- 264) Selbstverständlich ohne das III, denn dieses war außerhalb des eigenen Territoriums (insbesondere nach Aufgabe des „*cle*“ Aguntum) irrelevant.
- 265) Kranzmayer a. a. O. S. 203 m. Anm. 13 u. Ortsnamenb. f. Ktn. I S. 38 Anm. 6.
- 266) Vielleicht ist die Form *Aguntum* als der Versuch einer phonetischen Transkription zu werten, die außerhalb des eigenen Gebietes auch verständlich wäre, da hier wiederum nur die Aussprache der Schreibform zugrunde gelegen haben dürfte.
- 267) Für das lenitierte -g-, das zum Schwauf wird, ist ein schönes Beispiel das Wort „Schnee“: neben lat. *nix-nivis*, got. *snaws*, engl. *snow* u. ital. *neve* stehen altind. *snaha*, altslav. *snegu*, franz. *neige* u. a.; das ahd. *anwan* findet seinen Nachhall im mundartl. *schneiben*, dem litau. *snigti* (schnelt) gegenübersteht. Gute Beispiele bietet auch das Türkische, dessen Eigennamen Erdogan („Frühgeborener“) meist als Erdwan aufgefaßt und geschrieben wird; die Türken übernahmen einst das lat. Wort *tegula* (Ziegel) und machten daraus ein *tugla*, was die Griechen wiederum als *tuvia* verstanden.
- 268) Z. B. Plinius nat. Hist. 3, 147.
- 269) Z. B. Florus II 23.
- 270) Iulian orat. II 60 c.
- 271) Strabo VII 5, 2.
- 272) Alt-celt. Sprochschaltz 1896 Sp. 1317.
- 273) Vgl. Kranzmayer a. a. O. I S. 58.
- 274) Kranzmayer im Lienz Buch S. 205 sieht darin slowen. Einfluß (Lavant).
- 275) Acta Tirol. I 126 Nr. 367: *ecclesiae in monte Loant dicto Aliae*; s. dazu auch Trotter a. a. O. S. 18.
- 276) Diesen Hinweis verdanke ich M. Hornung.
- 277) Abgesehen natürlich von Rom und Italien sind es viele Beispiele gerade in den Alpen, wo eine solche uralte Tradition sichtbar wird; ich nenne hier St. Peter in Salzburg, das kurz vor 700 begründet wurde; das Patrozinium dieser Kirche im Schatten des Mönchsberges gleich neben dem frühchristlichen (?) „Katakomben“ gehört aber wohl schon dem 4./ 6. Jh. an (vgl.

- dazu R. Noll, Frühes Christentum S. 86 f.). Die Nachfolgerin von Teurnia, St. Peter im Holz, enthält den Patron gleich im Namen. Einen frühchristlichen Vorgänger hat auch St. Peter in Wien (Noll a. a. O. S. 78 f.).
- 278 Auf eine solche Kapelle deutet zumindest die Legende hin (L. V. Zingerle, Sagen aus Tirol 1881 S. 521 Nr. 897, F. Kollreider OHBI 1954/22, 3 — 4 S. 10).
- 279) S. Anm. 171. Das Zusammentreffen der Leo-Tradition, des Patroziniums und der ersten Nennung von 1085/87 ist zu eindeutig, um nur Zufall zu sein; es dazu auch Trotter a. a. O. S. 18, der aus anderen Gründen auf das 11. Jh. kommt.
- 280) a. a. O. S. 3.
- 281) S. Anm. 87.
- 282) S. dazu XI, 2.
- 283) Vgl. W. Neumann, M. G. Christenick (Ktner. Mus.achr. 13, 1886).
- 284) S. Anm. 278.
- 285) Ähnliches kennen wir auch aus Kärnten, v. G. Gugitz, Carinthia I 141 (1851) S. 23 f.
- 287) M. Kollreider-Hofbauer, Sagen a. Ostl. 1968 S. 260.
- 288) K. Weinheld, Zeitschr. f. Volkskde. (Leipzig) 1896 S. 20 ff.; A. Zingerle, Tirolensia (Beitr. z. Volks- u. Landeskde. Tirols 1898 S. 123; G. Greber, Volkaleben in Ktn. 1934 S. 284 f.; Herold in Hd. Wfb. d. dt. Aberglaubens IX 1938/41 Sp. 554 ff.; R. Reunegger, Carinthia I 130 (1940) S. 244 ff.; ders. a. a. O. 131 (1941) S. 211 ff.; Gugitz a. a. O. S. 228; L. Schmidt, Die österr. Milch- u. Fettwirtsch. 1947 S. 275 ff., ders. Arch. Austr. 4/1948 S. 155 f.; A. Dörner, Der Schiern 1952 S. 136 ff., ders. OHBI 1952/20, 9; F. Halder, (Volks)brauch im Jahreslauf 1968 S. 219 ff.; O. Svoboda, Lebendiges Brauchtum 1970 S. 70; Pizzinini, Ostt. in siten Ans. 15.
- 289) Unterschiede wie dieser dürften sich besonders in der letzten Zeit ergeben haben, sie zeigen sich auch in den Nachfolge-Prozessionen.
- 290) Ötting unterstand ursprünglich der Pfarre Lavant, s. Trotter a. a. O. S. 24 m. Anm. 18. Daraus (zusammen mit dem Virgener Widder) ist der genannte Schluß zu ziehen (s. auch Svoboda a. a. O.).
In St. Chrysanthus (Nörsch) gibt es am 3. Sonntag nach Ostern eine Widderversteigerung, womit wir also auch hier noch die gleichen Verhältnisse erhalten haben.
- 291) Wauschler OHBI 1871/38, 5; J. Rampold, Puster-
tal (Südtirol. Landeskde. in Einzelbden. 2) 1872 S. 187.
- 292) Pizzinini a. a. O.
- 293) Ähnliches geschah 1898 in Grän im Tannheimer Tal wo ein Kuhopfer gelobt wurde, s. Halder a. a. O. S. 222 f.
- 294) So besonders Dörner s. a. O.
- 295) Lippert a. a. O. S. 73 m. Tf. 27 u. 49.
- 296) Innebr. Nachr. 17/1905, zit. nach Halder a. a. O.
- 297) 1. Kor. 6, 7.
- 298) Zur Sühnekraft des Blutes s. J. Mos. 17, 11.
299) Halder a. a. O. S. 137 u. 205.
- 300) Wenn der „Virger Widder“ z. B. auch erst nach Erlöschen der Pest nach Lavant geführt wurde, so geht es hier doch nur scheinbar um ein Dankopfer — in Wirklichkeit war er als das erlösende Medium gedacht.
- 301) Herold a. a. O. u. VI Sp. 1348: Der Widder wurde gewürfelt, gebraten, in einem Korb wieder zusammengerichtet, geschmückt, geweiht und im Wirtshaus zerhackt, verteilt und gegessen.
- 302) RE II A 1, 1921 Sp. 382 ff.
- 303) S. dazu H. Hapding, Attila — seine Mythen u. sein Kult (RVV I) 1903; Karwiese, Attila in der antiken Kunst, Diss. Wien 1967.
- 304) Hapding s. a. O. S. 188 Anm. 8. Diese Wortform in spezieller Verbindung mit einem Opfer, die auf das griech. *ballō* = „niederwerfen, erlegen“ zurückgeht, ist wohl in unächtl. Zusammenhang mit ähnlichen indoeuropäischen Vorstellungen zu sehen, wie sie sich z. B. in unserem Wurf- in „Wurftisch“ (Opfertisch in der Vorhalle der Kirche) erhalten haben, auch wenn man eine sportliche Lasso-Jagd als Ursprung des Wortes ansehen wollte (s. H. Oppermann in RE V A 1, 1934 Sp. 19).
Zum Opfer s. auch Schwann in RE XI 1922 Sp. 2274 ff., Krause in RE Suppl. V 1931 Sp. 255 ff. u. Oppermann a. a. O. Sp. 18 ff.
- 305) de errore profanarum religionum 27, 8. Firmicus lebte im 4. Jh.
- 306) So erst auf dem achmaigratigen Rücken hinter St. Nikolo bei Matrei i. O. ein Mithras-Helligtum gestanden haben (Kollreider-Hofbauer a. a. O. S. 215 ff.).
- 307) Ma. Feicht, Treffen u. St. Barbara in Ktn., Zellfeld, Wels, Gemeinlebarn in ND, Lauriacum bei Enns, s. Karwiese a. a. O. S. 87 f., 117 f. u. 127 f.
- 308) Situlenkunst zw. Po u. Donau, Ausstellgskat. 1862 S. 115 Nr. 41 m. Tf. 32.
- 309) Situlenkunst S. 103 Nr. 17 m. Tf. 14.
- 310) Situlenkunst S. 118 Nr. 42 m. Tf. 36.
- 311) S. dazu de Vrlee a. a. O. S. 162.
- 312) de Vrlee a. a. O. S. 162.
- 313) Das besagt aber überhaupt nichts, denn von jenem Ort, wo Attila zu erwarten wäre, nämlich dem Friedhof, haben wir bislang ja nur einen minimalen Teil erfasst, wobei es sich jedesmal um zufällige Grabung gehandelt hat. Wenn in Lavant Bildwerke bzw. Inschriften des Attila bestanden, so mögen sie auch dem christlichen Meißel zum Opfer gefallen sein.
- 314) Die orient. Religionen im röm. Heidentum³, 1889 S. XI u. 65.
- 315) Zitiert nach Cermont a. a. O. S. 65 f. mit Anm. 80.
- 316) Zitiert nach Reunegger a. a. O. 130 S. 224.
- 317) Führer S. 10 u. OHBI 1880/18, 18.
- 318) Greber a. a. O. S. 13 ff.
- 319) Lienzener Buch S. 205. Einen ganz ähnlichen Gedanken hatte auch F. v. Jurschek, Christl. Kunstbl. 4/1858, S. 111 (Hinweis Vaters).
- 320) Z. B. auf der Decennellenbasis in Rom, E. Neuh. Bildlex. zur Topogr. des ant. Rom I 1861 Abb. 227.
- 321) Naaha. a. O. II 1862 Abb. 903 — 4 (Anaglyphe Trelani).
- 322) Orfitus-Altar (G. Zeega, Beasilievi ant. dI Roma 1838 Tf. 18; E. Esparandieu, Recueil gen. III 1801 Nr. 1737).
- 323) Halder a. a. O. S. 30 f. (St. Jakob i. D.: Rehm u. Weibrot, Prägraten: Milch, Pfirsichertal: Milch u. Herbrat, Vinschgau: Milch od. Rehm); Hemung, Mundartkde. Ostt. (Ost. Ak. d. Wiss., Studien z. 5st.-beir. Dial.kde. 3) 1884 S. 95.
324) S. dazu G. Herzog-Hausar in RE XV 2, 1932 Sp. 1878 ff.

Dr. P. Florentin Nothegger, ofm

Jahrtausendfeier des hl. Ulrich

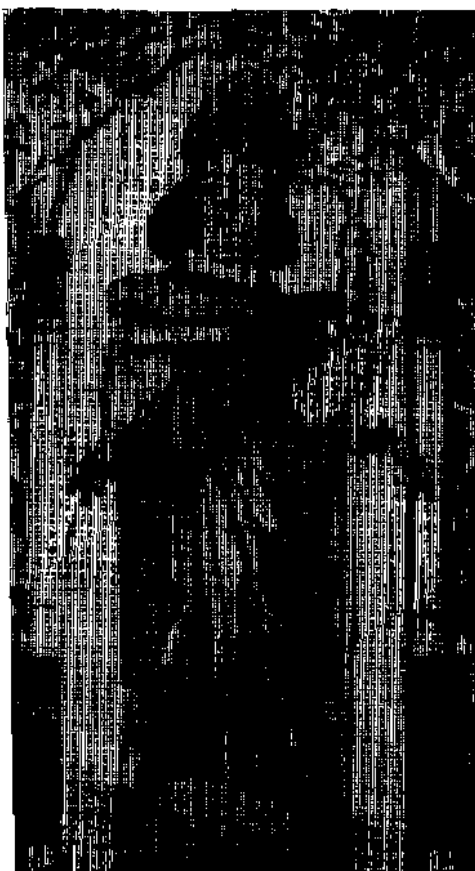
Genau vor eintausend Jahren, am 4. Juli 973, starb zu Augsburg der hl. Ulrich und wurde schon zwanzig Jahre später heiliggesprochen. Interessanterweise ist das die erste Heilig-sprechung, die von einem Papst (Johannes XV.) vorgenommen wurde. Und aus dieser Zeit gibt es bereits eine Lebensbeschreibung des Heiligen, also von einem Zeitgenossen verfaßt und deshalb nüchtern gehalten und nicht von Legenden überwuchert.

Ulrich war ein Deutscher, näherhin ein Schwabe, aus einem Adelsgeschlecht, das sich später Grafen von Dillingen-Kyburg nannte. Im Jahre 890 geboren, kam er als Knabe zur Ausbildung in das Benediktinerstift St. Gallen, wurde dann Sekretär des Bischofs von Augsburg, von dem er die Priesterweihe empfing. 923 wurde er selbst Bischof, führte also fünfzig Jahre lang den Hirtenstab. Er baute den durch Brand zerstörten Dom von Augsburg neu, ebenso die Kirche der hl. Afra in Augsburg, bemühte sich um die Heranbildung guter Priester, besuchte die entlegensten Gegenden seiner Diözese auf mühsamen Reisen und nahm sich besonders der Armen und Kranken an. Auch den Klöstern wandte er seine Sorge zu, besonders dem noch heute bestehenden Stift Ottobeuren, wie er selbst immer auch als Bischof Ordensmann (Benediktiner) blieb.

Die damaligen Regenten des deutschen Reiches, Heinrich I. und Otto I., hatten an Ulrich einen zuverlässigen Helfer, sowohl in Familien- als auch in Reichsangelegenheiten. Vor allem zeichnete sich Ulrich aus, als die Ungarn in Bayern einfielen, raubten, mordeten und brannten. An der Stadt Augsburg, die Ulrich mit einer Mauer befestigt hatte, fanden sie allerdings Widerstand und bald hernach, am 10. August 955, wurden sie von Otto I. auf dem Lechfeld südlich von Augsburg endgültig besiegt. Dadurch wurde Bayern und auch das westliche Österreich von dieser Gefahr befreit.

Gerade dadurch wurde Ulrichs Name und Verehrung volkstümlich und weit verbreitet. Man nahm in vielerlei Nöten und Krankheiten zu ihm Zuflucht. Besonders galt der Heilige als Reisepatron und als Beschützer vor Unwetter, Sturmkatastrophen und ähnlichen, die Menschen und ihre Habe bedrohenden Elementarereignissen.

Der Heilige wird mit einem Fisch abgebildet. (Siehe hierzu das beigegebene Bild!).



Die gotische Skulptur zeigt den hl. Ulrich mit dem Bischofsstab in der Linken und mit Buch und Fisch in der Rechten.

Die Verehrung des hl. Ulrich verbreitete sich nicht nur im Bistum Augsburg, sondern im ganzen heutigen Deutschland und Österreich, sogar bis Welachtirrol. Er ist z. B. Patron der Pfarre Lavis zwischen Selurn und Trient. Zu dieser Verbindung mag der Einfluß Augsburgs als Marktstadt beigetragen haben. Die Augsburger Märkte wurden ja von weither besucht, andererseits kamen die Augsburger Kaufleute z. B. auf die Märkte nach Bozen. Nicht nur Kaufleute, sondern auch die deutschen Könige mögen auf ihren Reisen nach Italien den hl. Ulrich als Patron angerufen haben, sodaß an den Reisewegen vielfach Ulrichskirchen entstanden. Die Benediktiner förderten sicher ebenfalls die Verehrung ihres großen Ordensbruders; in St. Ulrich am Pillersee wirkten z. B. Benediktiner aus Rott in Bayern als Seelsorger.

Aber auch anderswo, in bäuerlichen und entlegenen Gegenden, wohin der Einfluß von Augsburg oder der Benediktiner nicht reichte, wurden dem hl. Ulrich Kirchen erbaut und geweiht. In Osttirol sind es drei Kirchen, die ihn zum Patron haben. Lavant, vom Volk zwar wegen der Wallfahrt als Marienkirche angesehen, hat den hl. Ulrich als Kirchenpatron; die heutige Kirche ist freilich erst vor 200 Jahren gebaut worden, aber sie hatte eine 1387 erstmals genannte Vorgängerin. Ebenso bestand eine um 1360 in Obertillach, das damals zur Pfarre Anras gehörte, während die heutige 1762 bis 1764 gebaut wurde. Auch die Kirche in Ainet geht auf 1778/79 zurück, hat aber sicher eine Vorgängerin gehabt; einen eigenen Seelsorger erhielt Ainet allerdings erst 1771.

Die heutigen Kirchen in Lavant, Obertillach und Ainet gehen also sicher auf mittelalterliche Kirchen zurück, die schon den hl. Ulrich als Patron hatten. Warum man ihn gewählt hat, kann man im einzelnen nicht mehr feststellen. Bei Ainet könnte er als Reisepatron für den gefährvollen Teuernweg angerufen worden sein, vielleicht auch gegen Hochwasser der Isel und Murbrüche. Interessant ist, daß diese drei Ulrichskirchen Osttirols vor 200 Jahren noch zu drei verschiedenen Diözesen gehörten: Obertillach zu Brixen, Ainet zu Salzburg, Lavant zu Görz (früher Aquileia). Da diese Diözesengrenzen schon im Mittelalter bestanden, kann man daraus entnehmen, wie angesehen der hl. Ulrich überall war und wie weit sich seine Verehrung schon vor Jahrhunderten verbreitete.



Der Chor der Ulrichskirche

Fotos: H. Waschglor